

## 2. Die Theoriendebatte als Gegenstand der Praxissoziologie

Im diesem Kapitel wird die hier zugrunde gelegte praxistheoretische Perspektive vorgestellt. Dabei geht es um die Theoriebezüge, auf denen der praxisanalytische Zugang zur Untersuchung der soziologischen Theoriendebatte als Forschungsobjekt beruht. Im folgenden Abschnitt (Kap.2.1) werden die Grundlagen des praxistheoretischen Denkens bei Pierre Bourdieu dargelegt. Diese Grundlagen werden allerdings nur insoweit referiert, wie es für die gestellte Forschungsfrage wichtig erscheint, also insbesondere mit Blick auf Bourdieus Beschäftigung mit dem wissenschaftlichen Feld und der Praxis der Soziologie bei der Produktion wissenschaftlicher Erkenntnisse sowie mit Blick auf seine Auffassung von wissenschaftlichen Diskussionen und Debatten. Die von Bourdieu im Rahmen seiner Theorie sozialer Felder entworfenen sozialtheoretischen Konzeptionen werden weitest gehend vorausgesetzt oder nur knapp und im Rahmen von Verweisungen erläutert. Im Abschnitt 2.2 dieses Kapitels werden die neueren Ansätze der soziologischen Praxistheorie vorgestellt. Dabei werden die verschiedenen Varianten dieser Ansätze nicht einzeln besprochen und auf ihre theoretischen Differenzen hin unterschieden. Vielmehr werden die von ihnen vorgeschlagenen begrifflichen Bestimmungen für eine praxistheoretische Gegenstandskonzeption und für die hier interessierende Erfassung der soziologischen Theoriendebatte im Hinblick auf ihre gemeinsamen Grundzüge rezipiert. Im Anschluss werden die theoretischen Konzepte der neueren Praxistheorie auf das ausgewählte Untersuchungsobjekt bezogen (Kap. 2.3). Es wird gezeigt, worauf die Erforschung der wissenschaftlichen Diskussion in einer soziologischen Theoriendebatte zielt und welche methodischen Implikationen die praxisanalytische Zugangsweise mit sich bringt.

### 2.1 *Die Praxis der Soziologie bei Pierre Bourdieu*

Für die Theoriebildung von Pierre Bourdieu hin zu einer Soziologie der Praxis (Bourdieu 1976; Bourdieu/Wacquant 2006) spielt die kritische Auseinandersetzung mit dem praktischen Tun von Soziologinnen und Soziologen und mit dem

Zustandekommen des daraus resultierenden wissenschaftlichen Wissens in der Soziologie eine herausragende Rolle. Um die nach seinem Dafürhalten gegenüber der sozialen Welt voreingenommenen Soziologen mit ihren grundlegenden Irrtümern und fehlgehenden Erkenntnisweisen bei der Produktion ihres Wissens zu konfrontieren, wendet sich Bourdieu der Praxis der soziologischen Erkenntnisweisen zu. Dabei geht es ihm darum zu zeigen, dass das wissenschaftliche Wissen nicht als Ausfluss einer vermeintlich vom sozialen Geschehen unabhängigen und neutralen Beobachterposition verstanden werden darf. Eine solche Beobachterposition ist für Bourdieu (1993: 32) lediglich ein „kühn behauptetes epistemologisches Privileg des Beobachters“, der dabei vergisst, dass er selbst immer an den sozialen Sinn des gesellschaftlichen Feldes, in das er involviert ist, gebunden ist. Diese Einsicht gilt in besonderer Weise für Soziologinnen und Soziologen, die sich aus der Perspektive ihres wissenschaftlichen Feldes anderen Feldern zuwenden. Aus der Erkenntnis der eigenen Gebundenheit an das wissenschaftliche Feld resultiert bei Bourdieu – wie Robert Schmidt (2012: 35) herausstellt – die Forderung nach einer „doppelten Praxeologisierung“ der Soziologie. Sie ist für Bourdieu der Ausgangspunkt seiner Grundlegung der Soziologie als einer Soziologie der Praxis wie auch seiner Kritik an der Praxis der Soziologie. Die „doppelte Praxeologisierung“ meint zum einen, dass sich die Soziologie bei der Zuwendung zu ihren Untersuchungsobjekten auf die Praxis der von ihr beobachteten Akteure richten und diese Praxis als den eigentlichen Gegenstand ihrer Analysen begreifen muss. Um dies aber überhaupt und in einer der Praxis der sozialen Akteure angemessenen Weise tun zu können – und darauf bezieht sich die zweite Seite der „doppelten Praxeologisierung“ – muss die Soziologie sich selbst als eine Praxis begreifen und die eigene wissenschaftliche Praxis reflektieren. Im Folgenden wird auf beide Seiten der geforderten „doppelten Praxeologisierung“ eingegangen, um zu zeigen, was Bourdieu unter der Praxis der Soziologie versteht, und worauf er zielt, wenn er auf deren grundlegender Reflexion bei der Produktion des soziologischen Wissens besteht.

Bourdieu insistiert in Bezug auf die erste Seite der „doppelten Praxeologisierung“, also im Hinblick auf die Erfassung und Konzeption von wissenschaftlichen Gegenständen, darauf, dass Soziologen, wenn sie sich ihren aus verschiedenen gesellschaftlichen Feldern stammenden Forschungsobjekten zuwenden, und diese Zuwendung sowie die daraus gewonnene wissenschaftliche Erkenntnis nicht „lediglich Projektion eines Gemütszustands sein will“ (Bourdieu 1993: 26) – nämlich Projektion eines zu einem bestimmten Zeitpunkt gegebenen gesellschaftlichen Zustands oder des Gemütszustands der Soziologen –, dass sie sich dann dem tatsächlichen praktischen Tun der menschlichen Akteure in diesen Feldern zuwenden müssen. Damit opponiert Bourdieu (2013a: 24) zunächst gegen die der „Illusion einer unmittelbaren Erkenntnis“ verfallenen „Spontanso-

ziologie“ (ebd.; 1970: 18).<sup>35</sup> Deren Vorgehensweise besteht darin, alltagsweltliches Wissen über die Natur des Menschen und des Sozialen zu übernehmen und Gegenstände so zu konzipieren bzw. Forschungsprobleme so zu formulieren, wie sie gesellschaftlich vorgegeben werden. Bourdieu (1970: 27) führt als Beispiele die Beforschung von „Jugendkriminalität“, „Armut“, „Delinquenz“ (ders. 1988: 10), das „Altenproblem“ oder das „Frauenproblem“ (ders. 2013a: 23) an, insofern solche Gegenstände vom Soziologen in der Weise aufgegriffen werden, wie sie als „Realität für die Gesamtgesellschaft“ (ders. 1970: 27) erscheinen und als „soziale Probleme“ gelten (ebd.). Geht der Soziologe so vor, beschäftigt er sich mit Fragen, deren „Wurzeln im common sense liegen“ (Bourdieu 2013a: 23), und die sich auch deshalb als wissenschaftliche Objekte durchsetzen, weil sie „von vornherein in der scientific community wie in der breiten Öffentlichkeit auf Beifall rechnen können.“ (ebd.) Damit aber sitzt der Soziologe gesellschaftlich präkonstruierten Gegenständen auf und „verurteilt sich dazu, Präkonstruktionen zu konstatieren, die sich ihm gegen seinen Willen aufzwingen, da er sich einfach nicht mit den Mitteln versah, deren Konstruktionsregeln zu erkennen.“ (ders. 1970: 27) Bourdieu (ebd.: 26) folgert: „Die adäquate Theorie eines Gegenstandes impliziert, wie man sieht, daher eine Theorie der sozialen Bedingungen, aus denen erst die präkonstruierten Gegenstände, wie die Ideologie sie dauernd anbietet, entstehen; denn gerade diese Präkonstruktionen bilden das Haupthindernis einer adäquaten Theorie des betreffenden Objekts.“ Eine Theorie der sozialen Bedingungen wiederum, die die Konstruktionsregeln der Gegenstände angemessen beleuchtet, impliziert eine Zuwendung des Soziologen zu den sozialen Bedingungen und zur tatsächlichen Praxis der Akteure in den gesellschaftlichen Feldern.

Darüber hinaus opponiert Bourdieu mit seiner Forderung, die Praxis der Akteure ins Zentrum der Analyse zu rücken, gegen eine soziologische Vorgehensweise, die bei der Zuwendung zu ihren Gegenständen nach gesellschaftlichen Regeln und objektiven Strukturen oder substantiellen Grundlagen des sozialen Geschehens sucht und dabei davon ausgeht, dass solche Regeln und Strukturen im sozialen Geschehen als deren Bestandteile oder bewirkende Ursachen zu finden sind. Geht die Soziologin so vor, dann verlegt sie die Begriffe und Modelle, die sie für ihre wissenschaftliche Arbeit konstruieren muss, in die empirische Wirklichkeit bzw. in das Bewusstsein der Akteure, die sie untersucht. Sie übersieht dabei, dass es sich bei den Begriffen und Modellen um *ihre* theoretischen Konstruktionen handelt und verfällt dem Irrtum, dass sich das von ihr beobachtete soziale Geschehen den theoretischen Konstruktionen gemäß vollzieht – dass es zum Beispiel durch bestimmte soziale Strukturen oder Vor-

---

<sup>35</sup> Vgl. außerdem zur Auseinandersetzung mit der „Spontansoziologie“ und beispielhaft für viele andere Textstellen Bourdieu 1992: 142f. sowie Bourdieu/Chamboredon/Passeron 1991: 24f.

gaben determiniert ist, oder die Akteure sich gemäß den modellhaften Annahmen verhalten, etwa bewusst rational kalkulierend oder regelgeleitet handeln. Bourdieu diagnostiziert insbesondere mit Blick auf diese unbedachte Anwendung theoretischer Modelle und Begriffe den „Kardinalfehler“ der Soziologie, der darin besteht, bei der Zuwendung zu den Gegenständen die fundamentale Differenz zwischen der Logik der Praxis und der Logik der Theorie zu ignorieren. Die Wissenschaftler begehen den Fehler „so zu tun, als seien die Konstruktionen (Theorien, Modelle, Regeln), die erstellt werden müssen, um Verhaltensformen oder Werke einem Beobachter verständlich zu machen, (...) die wirkliche und wirksame Grundlage solchen Verhaltens.“ (Bourdieu 2013: 78)

Wissenschaftliche Begriffe und Modelle gehen nach Bourdieu an der tatsächlichen Praxis der Akteure und am Sinn des sozialen Geschehens immer schon vorbei, und zwar deshalb, weil sie Effekte der Bedingungen des Arbeitens im wissenschaftlichen Feld sind. Und diese Bedingungen sind ganz andere als die Bedingungen für die Akteure in *ihren* jeweiligen Feldern. Das liegt vor allem daran, dass die Akteure bei ihrem praktischen Tun unter zeitlichem Druck stehen und zudem dem Risiko ausgesetzt sind, mit ihrem Tun den sozialen Sinn ihres jeweiligen Feldes zu verfehlen. Soziologen dagegen haben als beobachtende und damit der Praxis enthobene Wissenschaftler Zeit und Distanz. Sie sind von den für die Akteure gegebenen „praktischen Beschäftigungen und Besorgnissen“ (Bourdieu 2013: 23) entlastet und arbeiten unter der Voraussetzung der „*scholè*, der Muße, dieser Existenzbedingung aller Wissenschaftsfelder“ (ebd.: 19). „Für den Analytiker ist die Zeit aufgehoben: nicht nur, (...) weil er immer erst analysiert, wenn alles schon vorbei ist, und daher nicht im ungewissen über das mögliche Geschehen sein kann, sondern auch, weil er die Zeit hat zu totalisieren, d.h. Zeiteffekte zu überwinden.“ (ders. 1993: 149) Soziologen können das soziale Geschehen im Nachhinein und mit Abstand in einer Weise überblicken, wie es die Akteure im Feld nicht können – zumindest nicht im Moment des Vollzugs ihres Tuns. Die Akteure haben deshalb eine ganz andere Beziehung zum sozialen Geschehen und folgen bei ihrem praktischen Tun einer anderen Logik als die Soziologen bei ihren Rekonstruktionen. Wird dieser Unterschied nicht reflektiert, dann verleitet dies „zu allen Fehlern, die sich aus der Tendenz ergeben, den Standpunkt des Schauspielers mit dem des Zuschauers zu verwechseln“ (ebd.: 151) und „die theoretische Sicht der Praxis für das *praktische Verhältnis* zur Praxis auszugeben“ (ebd.: 148). Überträgt der Soziologe die aufgrund seiner distanzierten Position gewonnenen Konstruktionen auf die Wirklichkeit, erfasst er nicht die tatsächliche Praxis der Akteure, sondern formt das soziale Geschehen nach seinem Bild (vgl. Hörning 2004: 25).

Was Bourdieu damit als *wissenschaftliche Praxis* und mit Blick auf die erste Seite der geforderten „doppelten Praxeologisierung“ zunächst kritisiert, sind

die methodischen und analytischen Vorgehensweisen der Soziologie bei der Erfassung und Konzeption von Gegenständen. Nur aufgrund ihres Abstands und Überblicks können Soziologen bestimmte Modelle aufstellen und bestimmte Methoden anwenden sowie Ergebnisse generieren, über die die Akteure im Feld nicht verfügen und die sie nicht in ihr praktisches Tun einbeziehen. Zu den auf der Distanz beruhenden Vorgehensweisen zählen z.B. statistische Verfahren, synoptische Schemata, der Fragebogen, die Erstellung von Genealogien und Verfahren der Resultatanalyse (vgl. Bourdieu 1993: 150-157; 2013: 68, 78). Solche Vorgehensweisen gehen nicht nur an der Perspektive der Akteure vorbei, sondern verzerren auch deshalb die Wirklichkeit, weil mit ihnen in einer aus Sicht der Praxis nicht nachvollziehbaren Weise das soziale Geschehen totalisiert und synchronisiert wird. Es wird eine vermeintliche zeitliche Einheit des sozialen Geschehens hergestellt, praktische Funktionen werden neutralisiert, Ereignisse werden kanonisiert und verewigt und die Praxis der Akteure wird enthistorisiert (vgl. ebd.). Das alles sind die Distanz des Soziologen widerspiegelnde Effekte seiner Forschungspraxis, die dem praktischen Verhältnis der Akteure zu ihrer Praxis nicht gerecht werden. Deshalb sollten Soziologen ständig und im Sinne eines integralen Bestandteils des wissenschaftlichen Arbeitens ihre Objektrelation sowie die Angemessenheit ihrer Instrumente reflektieren. Um der zu untersuchenden Praxis der Akteure gerecht zu werden, fordert Bourdieu (vgl. 1992: 138/139; Bourdieu/Wacquant 2006: 258) zudem die Anwendung eines relationalen Denkens anstatt eines Denkens in Strukturen oder Substanzen. Da für die Praxis selbst eine Relation konstitutiv ist – nämlich die Relation der wiederum durch Relationierungen erzeugten objektiven Strukturen der jeweiligen sozialen Felder und dem Habitus der Akteure<sup>36</sup> – sollten relationale Begriffe konstruiert werden, die eben diese Erkenntnis implizieren. Nur dann können bei der Gegenstandskonzeption objektivistische oder substantialistische Denkweisen überwunden werden. Die Bedingung der Möglichkeit einer solchen selbstreflexiven Zuwendung zu den methodischen und analytischen Vorgehensweisen ist wiederum die Fokussierung auf die tatsächliche Praxis der Akteure als dem eigentlichen Gegenstand der Soziologie. Wird nicht von der Praxis ausgegangen, dann projizieren die Soziologen nur „eine gedanklich nicht verarbeitete soziale Beziehung, die nichts anderes ist als die scholastische Beziehung zur Welt, auf die Praxis.“ (Bourdieu 2013: 68) Mit der „scholastischen Beziehung zur Welt“ meint Bourdieu eben jene theoretische und deshalb verzerrte Sicht der Soziologinnen und Soziologen auf das soziale Geschehen, die mit ihrer distanzierten Position als Wissenschaftlern verbunden ist.

---

<sup>36</sup> Siehe zu diesen Begriffen unten sowie Kap. 2.2. Ausführlicher siehe Bourdieu (u.a. 1970: 42-158; 1982; 1985: 7-46; 1992: 15-50, 111f.; 1993: 97-180; 1993a: 107-114); Bourdieu/Wacquant (2006: 124-175); Kraus (2004), Hillebrandt (2009), Barlösius (2011); Fuchs-Heinritz/König (2011).

Bourdieu kritisiert im oben beschriebenen Zusammenhang über sein gesamtes Werk hinweg die scholastische Haltung der Wissenschaftler und führt sowohl den objektivistischen Theorietraditionen in der Soziologie – vor allem dem Strukturalismus – wie den subjektivistischen Theorien – und hier vor allem der Phänomenologie und den Rational Choice Theorien – ihre „scholastic fallacies“ (vgl. Bourdieu/Wacquant 2006: 156) vor Augen.<sup>37</sup> Die verschiedenen Varianten solcher „Trugschlüsse“ von soziologischen Theorien sind nach Bourdieu (1992: 66) allesamt darauf zurückzuführen, dass das besondere Verhältnis zum Gegenstand nicht gesehen wird und die Theoretiker deshalb dazu neigen, vom jeweiligen „Modell der Realität zur Realität des Modells überzugehen.“ Während strukturalistische Ansätze meinen, man habe „die sozialen Praktiken erklärt, wenn man die explizite Regel benannt hatte, nach der sie angeblich hervorgebracht werden“ (ebd.: 99) und sich darin vertun, die Regeln bzw. die von ihnen aufgestellten „Erzeugungsformeln“ für die „Erzeugungsgrundlage“ der Praxis selbst zu halten (vgl. ders. 1993: 28), übersehen phänomenologische Ansätze, die sich auf den Nachvollzug der realen Erfahrungen und bewussten Sinnkonstruktionen der Akteure verlassen, die impliziten sozialen Bedingungen der Möglichkeit dieser Erfahrungen und Sinnkonstruktionen (vgl. ebd.: 50). Theorien der rationalen Handlungswahl dagegen, missachten bei ihren Modellbildungen die in der Praxis überwiegende Routinisiertheit ebenso wie die dennoch prinzipielle Unberechenbarkeit des Handelns der Akteure.

Dass von Soziologinnen und Soziologen überhaupt derartige Theorien über die soziale Welt aufgestellt werden, liegt für Bourdieu (vgl. 2013: 24) an der *doxa*, einer in jedem gesellschaftlichen Feld herrschenden Art von „Weltordnung“ (ders. 2005: 7). Im wissenschaftlichen Feld handelt es sich dabei um eine epistemische *doxa*, ein Ensemble von unter den Wissenschaftlern stillschweigend angenommenen Prinzipien der Urteilens und Bewertens, dass sie von der möglichen Objektivität ihrer wissenschaftlichen Erkenntnisse und der Wahrheitsfähigkeit ihrer Aussagen ausgehen lässt. Die soziologische Theoriebildung gründet deshalb auf der mit einem „absolutistischen Anspruch auf Objektivität“ (vgl. ders. 1998: 39) verbundenen Überzeugung, aus theoretischen Konstruktionen allgemeingültige Gesetzmäßigkeiten über das Soziale ableiten zu können. Diese Überzeugung beruht aber nach Bourdieu auf dem Irrtum der Wissenschaftler, allein durch „das »reine« Denken“ (Bourdieu 2013: 21) sei ein „absolutes Wissen“ (ders. 2013a: 24) möglich, und sie selbst besäßen den „absoluten Standpunkt“ (ders. 1992: 46), der zur Erlangung eines solchen Wissens befähigt. Das Vertrauen in die „Möglichkeit »reinen« Denkens“ (ders. 2013: 22) ist der Kern und das wesentliche Kennzeichen ihrer scholastischen Vernunft. Diese

<sup>37</sup> Siehe außerdem zur Kritik an der scholastischen Vernunft und beispielhaft für viele weitere Textstellen Bourdieu 1993: 47-257; 2006: 95-249.

„Vernunft“ muss jedoch auf ihre sozialen Entstehungsbedingungen zurückgeführt werden, um die „Illusion von der Allmacht des Denkens“ (ders. 2013: 18) als ihren Ausgangspunkt zu erkennen. Für Bourdieu gibt es weder das „reine Denken“ noch eine über den sozialen Raum erhabene epistemologische Position des Wissenschaftlers. Beides verdankt sich vielmehr der *Annahme* einer privilegierten Position, die der *sozialen* Stellung des Wissenschaftlers in einem langen historischen Prozess der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung der Wissenschaften eingeschrieben wurde. Theoretisch ist diese Position nicht begründbar. Auch wenn sich Wissenschaftler „gern als atopos, ortlos“ (ders. 2013: 41, 168) verstehen, sind sie doch stets „in die Welt verwickelt“ (ebd.: 18) und können sich nicht außerhalb oder darüber positionieren. Ihr abgehobenes Selbstverständnis ist deshalb nur der Ausdruck ihrer „scholastischen Disposition“ (ebd.: 23) – jene von den Wissenschaftlern im Laufe ihrer wissenschaftlichen Ausbildung eingeübte „zurückgezogene, zurückhaltende Einstellung“ (ebd.: 64), die in der „großen Verdrängung“ (ebd. 28) der scholé und im Vergessen der geschichtlichen und gesellschaftlichen Voraussetzungen der Wissenschaft wurzelt.

Gegen die Irrtümer der scholastischen Vernunft und für eine systematische Berücksichtigung der in das Denken eingeschriebenen und historisch gewordenen Abgehobenheit von Wissenschaftlern hilft nach Bourdieu nun wiederum nur die selbstreflexive Zuwendung der Soziologinnen zu ihrem wissenschaftlichen Arbeiten. Und dabei geht es Bourdieu auf dieser Ebene der kritischen Selbstreflexion nicht mehr nur um die mit der Distanz zur Praxis verbundene Frage nach der Gegenstandsadäquanz soziologischer Modelle und Methoden. Nicht nur die analytischen Vorgehensweisen bei der Beobachtung und Beschreibung von Gegenständen, sondern das wissenschaftliche Denken der Soziologen bei der Theoretisierung des Beobachteten muss auf die sozialen Bedingungen seiner Möglichkeit hin überdacht werden. Und diesbezüglich zielt Bourdieu (vgl. 2013: 19) nicht auf die nach seinem Dafürhalten relativ einfach zu bewerkstellende Kritik an den in Begriffe und Theorien eingehenden religiösen oder politischen Einstellungen oder auf die Kritik an dem in Begriffen und Theorien zum Ausdruck kommenden Einfluss von Geschlechtszugehörigkeit, Herkunft und Klassenlage oder der Laufbahn von Wissenschaftlern. Solche sozialen Voraussetzungen der Theoriebildung sind für Bourdieu nicht gerade „am schwersten zu erfassen“ (ebd.), weshalb eine diesbezügliche Reflexion und Kritik auch schon unter Scholastikern selbst vorkommt. Doch: „Wollte man bei diesem Befund stehenbleiben, würde man sich möglicherweise das wesentliche Verzerrungsmoment entgehen lassen“ (ders. 1992: 220), denn jenseits solcher Voraussetzungen „gibt es fundamentalere und verborgene Determinanten: die der intellektuellen Lage, der Stellung des Wissenschaftlers inhärenten.“ (ebd.) Mit dem Hinweis auf verborgene Voraussetzungen und mangelnde Bemühungen um

Reflexivität zielt Bourdieu also auch nicht auf eine „wie immer geartete Form transzendentaler Reflexion“ (ders. 1988: 10). Eine solche Selbstreflexion ist ebenfalls eine eher gängige Form von Reflexivität in der Wissenschaft<sup>38</sup>, die nach Bourdieu jedoch wiederum mit der „Rückwendung des Denkens auf sich selbst“ (ders. 2013: 18) verbunden ist. Sie baut gerade auf der Illusion auf, „daß das Bewusstsein sich selbst durchschaut“ (ebd.), und bestärkt dadurch noch die scholastische Vernunft – zumal „auch die unerschrockensten Philosophen oft auf halbem Wege abbrechen, dort nämlich, wo sie auf das Gesellschaftliche stoßen würden.“ (ebd.: 65) Das „Gesellschaftliche“ der Theoriebildung und die der Stellung des Wissenschaftlers „inhärenten Determinanten“ des Theoretisierens, die Bourdieu im Blick hat, gehen über jene beiden Formen der Selbstreflexion hinaus bzw. liegen auf einer anderen Ebene. Er zielt mit seiner Forderung, das wissenschaftliche Theoretisieren grundlegend zu reflektieren, auf die Gepflogenheiten des wissenschaftlichen Denkens, die sich aus den Strukturen und den sozialen Bedingungen der Praxis im wissenschaftlichen Feld selbst ergeben. Diese Strukturen und die Logik der Praxis im wissenschaftlichen Feld müssen beim Theoretisieren bewusst gehalten und ihr Einfluss auf die Theoriebildung in die Theoriebildung einbezogen werden. Dazu bedarf es einer „Konversion des Blicks“ (Bourdieu/Wacquant 2006: 284), damit Soziologinnen und Soziologen zugleich mit ihrer Theoriebildung die Strukturen und die sozialen Bedingungen des Agierens im eigenen Feld wahrnehmen. Zur Verdeutlichung führt Bourdieu die Analyse der Strukturen des wissenschaftlichen Feldes ausgiebig vor:

Das wissenschaftliche Feld ist – wie alle anderen gesellschaftlichen Felder auch – ein sozialer Raum, der durch die objektiven Relationen der zueinander in (Macht-)Beziehungen stehenden sozialen Positionen in diesem Raum bestimmt ist und strukturiert wird.<sup>39</sup> Die jeweils gegebene Struktur der objektiven Beziehungen zwischen den Positionen wird im wissenschaftlichen Feld durch die je „augenblickliche Verteilung des wissenschaftlichen Kapitals“ (Bourdieu 1998: 21) festgelegt, über das die in das Feld involvierten Akteure verfügen.<sup>40</sup> Es ist die „Struktur der Kapitalverteilung“ (ebd.: 22) bzw. „die Struktur der objektiven Beziehungen zwischen den Akteuren, die festlegt, was sie tun können und was nicht.“ (ebd.: 20) Die Stellung eines Wissenschaftlers in der Struktur des Feldes ist dem entsprechend mit Handlungsmöglichkeiten und Möglichkeiten zur Eringung und Akkumulation von wissenschaftlichem Kapital verbunden. Sofern

<sup>38</sup> Siehe zu Bourdieus Anspruch an die Selbstreflexion der Wissenschaft auch die ausführlichere Auseinandersetzung mit anderen Vorstellungen von Reflexivität in Bourdieu/Wacquant (2006: 62f.).

<sup>39</sup> Siehe zur Definition des Feld-Begriffs Bourdieu/Wacquant 2006: 127f.

<sup>40</sup> Mit „Kapital“ meint Bourdieu bekanntlich nicht nur ökonomisches Kapital. In allen gesellschaftlichen Feldern sind verschiedene Arten von Kapital relevant und stehen „spezifische Profite“ auf dem Spiel (vgl. Bourdieu/Wacquant 2006: 127). Siehe zum Kapital-Begriff Bourdieu (1983) sowie Joas/Knöbl (2004: 536f.), Hillebrandt (2009a: 382f.) und Fuchs-Heinritz/König (2011: 159f.).

die in das Feld involvierten Akteure ein Interesse an diesen Möglichkeiten haben, befinden sie sich miteinander im Konkurrenzkampf um die Positionen im Feld. Jedes Feld ist für Bourdieu in Bezug auf die sozialen Bedingungen des Agierens in ihm und auf die im Feld stattfindende Praxis vornehmlich ein Feld sozialer Kämpfe um Positionen und um die Bewahrung oder Veränderung der objektiven Beziehungsstruktur im Feld. Auch die Wissenschaft ist ein Feld des Kampfes und zwar des Kampfes um die universitären Positionen. Voraussetzung für die Teilnahme an diesem Kampf und damit für das Funktionieren des Feldes ist das Interesse der Wissenschaftler am wissenschaftlichen Kapital, insofern nur ein solches Interesse „die Leute antreibt, sie laufen, konkurrieren, kämpfen lässt“ (ders. 1992: 112).

Das Kapital, das es dabei im wissenschaftlichen Feld für die Besetzung einer universitären Position zu erlangen und anzuhäufen gilt, ist „eine besondere Art symbolischen Kapitals (von dem man weiß, daß es immer aus Akten des Erkennens und Anerkennens entsteht), das auf der Anerkennung (oder dem Kredit) beruht, den die Gesamtheit der gleichgesinnten Wettbewerber innerhalb des wissenschaftlichen Feldes gewährt“ (ders. 1998: 23). Die Praxis im Feld der Wissenschaft folgt damit der Logik, möglichst viel Anerkennung für „sachliche Befähigung“ und die „Erkenntnisse, die sie hervorbringt“, sowie für die „durch sie verliehene Autorität“ (ebd.) zu erringen, und das Ansehen im Feld zu steigern. Das tatsächliche Tun von Wissenschaftlern in der alltäglichen wissenschaftlichen Praxis ist auf die Vermehrung von Reputation ausgerichtet, durch die es möglich wird, Positionen zu besetzen und über immer mehr Kapital zu verfügen. Dabei unterscheidet Bourdieu (1998: 31) zwei Sorten wissenschaftlichen Kapitals: „Das »reine« wissenschaftliche Kapital“, das mit der Anerkennung von Person und Leistung eines Wissenschaftlers und mit seiner intellektuellen Prominenz in der scientific community verbunden ist und sich z.B. in prestigereichen Veröffentlichungen, Zitationshäufigkeit oder preisgekrönten Arbeiten und Entdeckungen äußert (vgl. ebd.: 23, 32), einerseits, und andererseits das „institutionelle wissenschaftliche Kapital“ (ebd.), das mit der Besetzung herausgehobener Stellen an der Universität und einem entsprechenden Einfluss auf die Universität als Institution verbunden ist, und sich z.B. in der Leitung von Forschungseinrichtungen und Abteilungen, der Mitgliedschaft in Kommissionen, in Gutachtertätigkeiten und in der „dadurch eingeräumten Macht über Produktionsmittel (Verträge, Gelder, Posten) und Reproduktionsmittel (die Macht, über Karrieren zu entscheiden oder Karrieren zu »machen«“ (ebd.: 31) äußert.<sup>41</sup> Mit der Verfügung über diese Kapitalien und die entsprechenden Stellungen im Feld können die im Wissenschaftsbetrieb dann „herr-

---

<sup>41</sup> Siehe dazu ausführlicher und neben Bourdieu (1998) vor allem die Auseinandersetzung mit dem „Homo academicus“ (ders. 1988).

schenden Forscher“ (ebd.: 21) für alle Akteure im Feld die „Regeln des Spieles“ (ebd.) festlegen, zum Beispiel bestimmen „welche Forschungsgegenstände von Bedeutung sind“ (ebd.: 23/24), und sie können Kontrolle über die Reproduktion der Körperschaft ausüben (vgl. ders. 1988).

Dass ein Interesse an diesen Kapitalien bei Wissenschaftlern besteht, beruht nach Bourdieu aber nicht auf rein ökonomischen Interessen – so wie generell keine Form der Praxis auf einem Nutzenkalkül beruht –, sondern es gründet tiefer. Das Interesse an der Beteiligung im wissenschaftlichen Feld beruht nach Bourdieu (1998: 27) auf der *illusio*, einem Glauben an den sozialen Sinn des Feldes, der wie in jedem Feld „entscheidend dafür [ist], ob man zu einem Feld gehört.“ (ders. 1993: 124). In der Wissenschaft handelt es sich um den „Glauben, daß es das wissenschaftliche Spiel, wie man sagt, wert ist, gespielt zu werden, daß es sich lohnt“, weil die Gegenstände „des Interesses würdig, bemerkenswert, bedeutend sind“ (ebd.).<sup>42</sup> Wissenschaftler glauben an die Wissenschaft. Die Spezifität der wissenschaftlichen *illusio* liegt in „einer Art interesselosem Interesse und Interesse an der Interessenlosigkeit“ (ders. 1998: 27), wodurch das Interesse an der Wissenschaft als „uneigennützig, unentgeltlich erscheint“ (ebd.). Dabei haben Wissenschaftler natürlich Interessen – eben jene feldbedingten und feldspezifischen Interessen an symbolischem Kapital: Sie kämpfen um Anerkennung und „wollen unbedingt die Ersten sein, die Besten, die Außergewöhnlichsten.“ (ebd.: 28) Ihr „Wissenschaftsglauben“ (ebd. 27) lässt sie aber in dem Glauben an den unentgeltlichen Wert der Wissenschaft und an den Wert ihres uneigennützigen Einsatzes für die Wissenschaft eigennützig um dieses Kapital kämpfen. „So sind die Strategien der Akteure in gewisser Weise immer doppelgesichtig, doppelsinnig, interessengeleitet und interessenlos, be-seelt von einer Art Eigennutz der Uneigennützigkeit“ (1998.: 27). Auf diese Weise ist der Wissenschaftsglaube als „heimliche[s] Einverständnis ...der Ursprung ihrer Konkurrenz und ihrer Konflikte.“ (Bourdieu/Wacquant 2006: 128)

Verankert ist der Wissenschaftsglaube im Habitus der Wissenschaftler.<sup>43</sup> „Der Glaube, noch der, auf dem das wissenschaftliche Universum beruht, gehört dem Bereich des automatischen Handelns an, das heißt dem des Körpers“ (Bourdieu 2013: 21). Wie in allen sozialen Feldern ist der Habitus der Akteure auch im wissenschaftlichen Feld die im Prozess der Sozialisation in ihre Körper „einverleibte“ (vgl. ebd.: 177) und „zur zweiten Natur gewordene“ (ders. 1992: 84) objektive bzw. objektivierte soziale Struktur. Er umfasst „feste und dauerhafte Einstellungen und Haltungen“ (ders. 1998: 25), die durch Erfahrung und

<sup>42</sup> Siehe ausführlicher zur *illusio* Bourdieu (u.a. 1992: 111f.; 1993: 122f.; 2013: 19/20; 174).

<sup>43</sup> Siehe ausführlicher zum Habitus Bourdieu (u.a. 1976; 1992: 84f.; 1993: 97f.; 2013: 20; 177) und Bourdieu/Wacquant (2006: 147-175) sowie Krais/Gebauer (2002), Krais (2004: 189f.), Hillebrandt (2009a: 377-380) und Fuchs-Heinritz/König (2011: 112f.).

durch die Verwicklung in die Praxis des wissenschaftlichen Feld erworben werden und „Ergebnis des Eingehens des Sozialen in die Körper“ (Bourdieu/Wacquant 2006: 106) sind. Verstanden als ein inkorporiertes „System der organischen oder mentalen Dispositionen und der unbewußten Denk- Wahrnehmungs- und Handlungsschemata, bedingt der Habitus die Erzeugung all jener Gedanken, Wahrnehmungen und Handlungen“ (Bourdieu 1970: 40), die die Akteure zur Teilnahme an der Praxis im Feld sowie zur aktiven Hervorbringung der Praxis befähigen. Auf diese Weise „vermittelt“ (vgl. ebd.: 125f.) der Habitus zwischen der Struktur des Feldes und der Praxis der Akteure. Als „strukturierende und strukturierte Struktur“ (Bourdieu/Wacquant 2006: 173) wird er durch die Praxis im Feld geformt und generiert sie zugleich. Er leitet die Praxis an, indem er die inkorporierten Strukturen aktiviert, sobald die mit einem dem jeweiligen Feld angepassten Habitus ausgestatteten Akteure und die Strukturen des entsprechenden Feldes aufeinander treffen. Geht also „der Habitus ein Verhältnis zur sozialen Welt [ein], deren Produkt er ist, dann bewegt er sich wie ein Fisch im Wasser und die Welt erscheint ihm selbstverständlich“ (ebd.: 161) – ganz so, wie dem akademischen Habitus der Wert der Wissenschaft und des Einsatzes für sie selbstverständlich erscheinen. Die *illusio* ist als Bestandteil des Habitus eine für die Wissenschaftler nicht einfach zu hintergehende „Weise, in der Welt zu sein, von der Welt besetzt zu sein“ (Bourdieu 2013: 173).

Der Habitus der Wissenschaftler richtet auch ihr Tun auf das aus, worum es im wissenschaftlichen Feld geht. Sie verfügen vermittelt des Habitus über einen „Sinn für das Spiel“ (ebd.: 20, 193), ein „Gespür“ (ders. 1993: 73) dafür, was in der Wissenschaft gut und richtig ist, und worauf es im wissenschaftlichen Feld ankommt. Das ermöglicht ihnen „zu handeln *comme il faut*“ (ders. 2013: 178) und so im Vollzug des eigenen Tuns der Logik der Praxis im Feld zu folgen: „Der gute Spieler, gewissermaßen das Mensch gewordene Spiel, tut in jedem Augenblick das, was zu tun ist, was das Spiel verlangt und erfordert.“ (ders. 1992: 83) Dabei ist das Tun kein „Ausfluß eines bewussten rationalen Kalküls“ (ebd.), sondern eben „Strategie“, verstanden als Ausrichtung der Praxis, die weder bewusst und kalkuliert noch mechanisch determiniert ist, vielmehr Resultat eines ... »Sinns« für jenes spezifische »Spiel« (ebd.: 37) des Feldes. Vermittels des Habitus sehen die Akteure das, worum es im wissenschaftlichen Feld geht, als den Sinn ihres eigenen Tuns an. „Ein guter Wissenschaftsspieler [ist derjenige], der sich, ohne rechnen zu müssen oder berechnend zu sein, für das entscheidet, was sich auszahlt“ (ders. 1998: 24). Die Spezifität des „Praxis-Sinns“ (Bourdieu/Wacquant 2006: 153) von Wissenschaftlern ist ein „Platzierungssinn“ (vgl. Bourdieu 1998: 24), ein „Sinn für den eigenen sozialen Standort und für die richtige (Kapital-)Anlage, der untrennbar damit Sinn für die Realitäten und für die sogenannten vernünftigen Möglichkeiten ist.“ (ders. 1988:

286) Wissenschaftler wissen, dass sie sich in einem „sozialen Universum“ (ebd.: 32) bewegen, in dem es im Kampf um Kapitalien und Positionen im „wesentlichen darum geht, sich einen Namen zu machen“ (ebd.), und sie haben ein Gespür dafür, „sich zur rechten Zeit des richtigen Gegenstandes zu bemächtigen“ (ders. 1998: 24), aus der richtigen Richtung zu sprechen, Tendenzen zu erspüren, am richtigen Platz zu sein und z.B. „gute Veröffentlichungsorte zu wählen“ (vgl. ebd.: 21-25). Die notwendige Platzierung kann dabei nur mit wissenschaftlichen Mitteln errungen werden. Kämpfe im wissenschaftlichen Feld müssen „wissenschaftliche Kämpfe“ sein, „das heißt, geregelte Konfrontationen in dem Sinne, daß wissenschaftlich vorgegangen werden muß, will man siegen“ (ders. 1992: 55). Alles andere, etwa der Einsatz von Gewalt, wäre in der Wissenschaft ein „Kategorienfehler“ und erbrächte keinen Sieg im Sinne des Feldes (vgl. ders. 1998: 28), weshalb „selbst das gegenseitige Anschwärzen, das eine sehr bedeutende Rolle in wissenschaftlichen Kreisen spielt, (...) in wissenschaftlichem Gewand daher [kommt].“ (ebd.: 79) Es müssen *wissenschaftliche Aussagen* produziert werden – sie sind die Waffen im wissenschaftlichen Kampf. „Um sich Geltung zu verschaffen, muß man Gründe geltend machen, um den Sieg davonzutragen, müssen Beweise und Gegenbeweise triumphieren.“ (ebd.: 28) Folglich sind nur solche Aussagen taugliche Waffen, die unter Wahrung der *illusio* zur Vermehrung von Reputation führen. Und deshalb geht es für die Akteure im wissenschaftlichen Kampf darum, Stellungnahmen zu produzieren, die den Anspruch erheben können, „Repräsentationen“ einer objektiven Realität (vgl. ebd.: 29) zu sein. Auch Soziologinnen und Soziologen versuchen daher mit einem Anspruch auf Objektivität verbundene Modelle und Begriffe bzw. allgemein gültige Gesetzmäßigkeiten über die soziale Welt aufzustellen.

Bourdieu zieht aus all dem den Schluss, dass die ganze soziologische Theoriebildung „eine Konstruktionsarbeit voraussetzt“, die „nichts mit einer rein intellektuellen Arbeit zu tun hat“ (Bourdieu/Wacquant 2006: 154). Vielmehr muss sie als eine „Arbeit der Objektivierung“ (Bourdieu 1998: 29) verstanden werden, als eine praktische Bemühung darum, soziologische Begriffe so zu fassen und soziologisches Wissen so zu formulieren, dass kein Konkurrent im Feld der jeweils eigenen objektivistischen Analyse entgegenhalten kann, „daß es »doch gar nicht so ist.«“ (Bourdieu/Wacquant 2006: 289). Die theoretischen Konstruktionen der Soziologie sind Effekte einer objektivierenden Praxis bei der Theoriebildung und dienen dazu „aus der Soziologie eine Waffe in den feldinternen Kämpfen zu machen“ (Bourdieu/ Wacquant 2006: 288). Das ist der aus den sozialen Bedingungen des wissenschaftlichen Feldes resultierende Umstand, den es zu bedenken gilt, wenn die soziologische Theoriebildung angemessen reflektiert werden soll.

Und diese Feststellung betrifft nun die zweite Seite der nach Bourdieu erforderlichen „doppelten Praxeologisierung“ der Soziologie: Das theoretische Wissen und die Erkenntnisse der Soziologie müssen als Effekte einer spezifischen Praxis des Denkens und Theoretisierens – nämlich einer Praxis der Objektivierung – bei der Produktion von wissenschaftlichen Aussagen und Stellungnahmen verstanden werden. Alles was Soziologinnen und Soziologen im Feld sagen oder tun, ist als Vollzug dieser Objektivierungspraxis in den das wissenschaftliche Feld konstituierenden Kämpfen um Anerkennung und universitäre Positionen zu verstehen. Das Prinzip der Objektivierung liegt dabei in einer „abstrahierenden Weltentfremdung“ (Hillebrandt 2009: 41), d.h. in der Verallgemeinerung und Abstraktion bzw. in der Einhaltung einer größtmöglichen Distanz zur *alltäglichen* Praxis sowie im Bewahren des Glaubens an die Wahrheitsfähigkeit abstrahierender Erkenntnis.

Bourdieu geht es mit dieser Sicht auf das „Spiel“ das Feldes – das man als ein solches und in seiner Eigenart nur wahrnehmen kann, wenn man aus ihm heraustritt (vgl. Bourdieu/Wacquant 2006: 294) – um das Aufzeigen des scholastischen Prinzips der wissenschaftlichen Praxis, wodurch alles, was im Feld getan und hervorgebracht wird, „als notwendige Abstraktion verklärt wird“ (Hillebrandt 2009: 40). Im Grunde jedoch geschieht es im Sinne des Spiels und zur Reproduktion der sozialen Strukturen des Feldes. Dies zu bemerken, fällt Soziologinnen und Soziologen aber schwer, weil ihre Objektivierungsarbeit ja „nie etwas anderes ist als die *Umsetzung* einer Disposition des praktischen Sinns, die sich nur aufdeckt und zu verstehen gibt, wenn sie sich in dem Werk, in dem sie sich verwirklicht, vor sich selbst enthüllt.“ (Bourdieu 2013: 70). Um die Objektivierung nicht länger als Ausfluss eines nur vermeintlich allgemeingültigen und absoluten Wissens und einer nur vermeintlich epistemologischen Objektivität zu betrachten, sondern um sie als eine im Habitus und in den sozialen Bedingungen des Feldes wie in der eigenen Stellung gründende *Praxis* bei der Produktion von Theorien zu durchschauen, bedürfte es nach Bourdieu einer Form der Selbstreflexion, „die das Subjekt der Objektivierung selbst objektiviert“ (ebd.: 18), bzw. einer „teilnehmenden Objektivierung“ (Bourdieu/Wacquant 2006: 287). Eine solche Form der Selbstreflexion liefe nicht auf eine Negation der Möglichkeit soziologischer Theoriebildung hinaus, sondern würde eine Integration der Einsichten über „das Gelände, auf dem um die Durchsetzung der angemessenen, richtigen, legitimen Weise, von der sozialen Welt zu sprechen, gekämpft wird“ (Bourdieu 1993a: 61) bewirken. Die „Objektivierung des objektivierenden Subjekts“ (ders. 1988: 10) würde zugleich bewirken, dass das Interesse der die soziale Welt objektivierenden Wissenschaftler an ihrer Objektivierungspraxis reflexiv gehalten werden könnte. So würde eine der eigenen wissenschaftlichen Praxis wie eine ihren Gegenständen angemessene Theo-

riebildung befördert (vgl. ders. 2013: 68). Doch die „Objektivierung des objektivierenden Subjekts“ ist „die schwierigste Übung überhaupt, weil sie den Bruch mit den tiefsten und am wenigsten bewussten Einverständigkeiten und Überzeugungen erfordert“ (Bourdieu/Wacquant 2006: 287). Denn dabei geht es gerade nicht um „das individuelle Unbewußte des Wissenschaftlers, sondern das wissenschaftstheoretische Unbewußte seiner Disziplin muß zutage gefördert werden“ (ebd.: 70). Das macht die „Praxeologisierung“ der Soziologie zum „Gipfel der soziologischen Kunst“ (ebd.: 294). Sie bedürfte einer Reflexivität, die wieder ins Spiel bringt, „was außerhalb des Spiels war“ (Bourdieu 1993a: 61). „Der »Rückbezug«, den sie verlangt, (...) umfaßt die organisatorische und kognitive Struktur der ganzen Disziplin“ (Bourdieu/Wacquant 2006: 68). Bourdieu (1992: 39) gesteht den Soziologen daher zu: „Um in der Lage zu sein, die Soziologie bis in ihre letzten Konsequenzen anzuwenden, (...) bedarf es einer sozialen Position, die einen die Objektivierung ertragen lässt“.

Aus den geschilderten Auseinandersetzungen Bourdieus mit dem soziologischen Wissen und den Erkenntnisweisen der Soziologie wird deutlich, was Bourdieu unter der „Praxis der Soziologie“ versteht. Er zielt auf die analytischen und theoretischen Vorgehensweisen bei der Herstellung des Wissens und meint die Praxis der Objektivierung bei der Produktion von soziologischen Erkenntnissen. Dem entsprechend nimmt Bourdieu vor allem das Klassifizieren, Katalogisieren, Abstrahieren, Exemplifizieren und Theoretisieren von Soziologen mit den dazugehörigen Methoden und Begriffsbildungen in den Blick. Dieses erkenntnisgenerierende Denken und Tun interessiert ihn im Hinblick auf die sich darin offenbarende Abgehobenheit der Soziologen und ihre in die Erkenntnisgenerierung eingehende Objektivierungspraxis. Die Praxis der Soziologie interessiert ihn aber – im Unterschied zur Stoßrichtung der aktuellen praxissoziologischen Forschung – noch nicht als Vollzug und Ausführung von bestimmten einzelnen praktischen Tätigkeiten bei der wissenschaftlichen Arbeit als solcher.<sup>44</sup> „Wenn Bourdieu von Praxis spricht, interessiert ihn weniger die *Performativität* des Handelns, verstanden als routinisierte und repetitive körperliche Ausführung und das praktische Ausführen-Können als solches. Er rückt vielmehr das Zustandekommen der zugrunde liegenden *Unterscheidungen* und *Entscheidungen* in den Blick, verstanden als die damit vorgenommenen – durch den Praxissinn »angeleitete« – Stellungnahmen.“ (Meier 2004: 55/56) Dem entsprechend geht es Bourdieu mit seiner Kritik an der Praxis der Soziologie um eine Kritik in erkenntnistheoretischer Absicht (vgl. Hillebrandt 2009: 42). Bourdieus Praxissoziologie von der Praxis der Soziologie soll eine spezifisch sozio-

<sup>44</sup> So stellt etwa Hirschauer (2008: 170) fest, dass sich Bourdieu über die „Praktiken“ des Theoretisierens „ausschweigt“ und Schmidt (2012: 37) resümiert, dass Bourdieu eine „Empirie der theoretischen Praktiken“ „zwar gelegentlich andeutet“, sie aber insgesamt ein Desiderat bleibt.

logische Erkenntnistheorie begründen, die als ein „integraler Bestandteil der Soziologie“ (Bourdieu 2013a: 24) die „erkenntniskritische Kontrolle der soziologischen Praxis“ (Bourdieu/Chamboredon/Passeron 1991: 85) leistet. Eine praxistheoretische Betrachtung der wissenschaftlichen Praxis ist für Bourdieu (vgl. 1976: 164) also vor allem eine „Theorie des Erzeugungsmodus“ dieser Praxis, aber noch keine auf das wissenschaftliche Feld gerichtete „Theorie sozialer Praktiken“ (Reckwitz 2003: 282f).

Nun be- und vermerkt Bourdieu im Zuge seiner praxissoziologischen Erkenntniskritik der Soziologie durchaus viele der im wissenschaftlichen Feld vorkommenden und insbesondere auch die soziologische Disziplin ausmachenden einzelnen Praktiken des wissenschaftlichen Arbeitens sowie verschiedene Praxisformen der Wissenschaft: Das wissenschaftliche Schreiben (vgl. Bourdieu 1988: 73), das „Verfassen von Hand- und Wörterbüchern“ (ebd.: 171), das „Herausgeben von Buchreihen“ (ebd.: 180), die „footnotes“ (ders. 1998: 63), der Umgang mit der anwachsenden „Flut wissenschaftlicher Informationen“ (ebd.), das Lesen der wichtigsten Zeitschriften zur Verfolgung der neuesten Strömungen (ebd.: 81), der „geistige Diebstahl“ (ebd.: 28), die „Kämpfe um Erstentdeckungen“ (vgl. ebd.), die Regulierung von Veröffentlichungen (vgl. ders. 1998: 77), das Stellen von Projektanträgen (ders. 2013a: 27), das „Abhalten von Vorlesungen“ (ders. 1988: 171), das Betreuen von Doktorarbeiten (ebd.: 180), und Praxisformen wie Kongresse, Zeitschriften, Forschungsberichte, Preisverleihungen (vgl. ders. 1998: 77), Tagungen, Vorträge, Kolloquien (vgl. ders. 1988: 171, 206) sowie die „Wissenschaftsgemeinschaft“ (ders. 1998: 64) mit ihren „Auswahlgremien, Foren der Kritik, Ausschüssen, Kooptationsorganen“ (Bourdieu/Chamboredon/Passeron 1991: 86) und entsprechende „Riten, Zeremonien, Sitzungen“ (Bourdieu 1988: 168) – es gibt im Grunde kaum eine Praktik oder Praxisform der Soziologie, die von Bourdieu nicht erwähnt wird. Sie alle gelten ihm jedoch lediglich als Exemplifikationen für die einmal gestellte Diagnose. Es sind „Strategien“ des Praxis-Sinns für eine gute Platzierung im wissenschaftlichen Feld und Formen der Objektivierungspraxis, die im Konkurrenzkampf um Anerkennung und universitäre Positionen zum Einsatz kommen. Als Praktiken und Praxisformen, die als praktische Ausführungen und distinkte Realisierungen der wissenschaftlichen Praxis allererst zu identifizieren und daraufhin zu untersuchen wären, wie sie tatsächlich praktiziert werden, und wie sich die diagnostizierte wissenschaftliche Praxis und deren Logik dabei vollzieht, begreift und analysiert Bourdieu sie nicht.

In ähnlicher Weise betrachtet Bourdieu (vgl. 1988: 38) auch die in der vorliegenden Arbeit zur Untersuchung ausgewählten wissenschaftlichen Diskussionen und die Debatten in der Soziologie. Als durch einzelne Diskussionspraktiken hervorgebrachte Praxis und bestimmte Praxisform nimmt er sie nicht in den

Blick. Neben seinen häufigen Bemerkungen über die historischen Debatten und Auseinandersetzungen zwischen soziologischen Klassikern, auf die er sich bei seiner eigenen Theoriebildung immer wieder bezieht, weist Bourdieu zwar auch auf die wissenschaftliche Interaktion und Konversation als solche hin, erblickt darin aber eben vor allem Beispiele für die Strategien der Objektivierung bei den wissenschaftlichen Kämpfen und Beispiele für die Konkurrenz um die Positionen im Feld. So betrachtet Bourdieu (1992: 44) „das Streitgespräch, den kritischen Dialog“ als vom Wissenschaftsfeld hervorgebrachte „spezifische Formen von Kommunikation“ (ebd.), die für ihn „eine gemeinsame Aktion“ (ebd.: 45) zum Schutz des eigenen Feldes sind, „(...) zum Schutz jener sozialen Sphären, in denen rationale Prinzipien wirken und »Wahrheit« erzeugt wird“ (ebd.). Er richtet bei solchen Kommunikationen sein Augenmerk „insbesondere [auf] die rhetorischen Figuren, mit denen die Fassade der Objektivität produziert werden soll“ (Bourdieu/Wacquant 2006: 292). Oder er thematisiert den wissenschaftlichen Dialog als eine Kommunikation mit „Beschränkungen auf den Austausch von Artigkeiten oder, was kaum besser ist, der Austausch ritueller Polemiken, mit dem die insgeheim verbündeten Gegner jeweils ihren Status konsolidieren.“ (Bourdieu/Chamboredon/Passeron 1991: 88) Die wissenschaftliche Diskussion wird nach Bourdieu neben dem reinen Schlagabtausch in „Streitgesprächen“ von den Wissenschaftlern nur genutzt, um „über verworrene Streitfälle und Debatten als Richter oder Schlichter zu befinden, um schließlich, umgeben vom Glorienschein der Objektivität und Transzendenz, »über dem Handgemenge« wieder aufzutauchen“ (Bourdieu 1988: 38).

Wie auch immer Bourdieu an vereinzelten Stellen seiner Auseinandersetzungen mit der Soziologie die soziologischen Debatten beschreibt – oder eher: karikiert – der praktische Sinn der bei solchen Debatten geführten wissenschaftlichen Diskussionen und die Logik der Praxis des wissenschaftlichen Diskutierens stehen für ihn von vornherein fest. Sie bestehen in der Aufrechterhaltung der *illusio* zur Festigung der jeweils eigenen privilegierten scholastischen Stellung und im „Wettstreit“ (1998: 64), „Wettlauf“, „Wettkampf“ (vgl. 1988: 154) um die besten Platzierungen im Feld. Der von Bourdieu im Zuge seiner Analyse der wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion für das wissenschaftliche Feld aufgezeigte praktische Sinn der Objektivierung und die Logik des Kampfes um Reputation und Positionen werden so zum Sinn und zur Logik *aller* Arten von Äußerungen von Wissenschaftlern und überhaupt *aller* Arten des wissenschaftlichen Arbeitens und Tuns. Damit macht Bourdieu jedoch eine Verallgemeinerung, die den Blick auf einzelne wissenschaftliche Praktiken und ihren – möglicherweise auch ganz andersartigen – praktischen Sinn verstellt. Denn was sich zum Beispiel bei der wissenschaftlichen Diskussion in einer soziologischen Theoriendebatte wirklich abspielt, und welcher spezifische praktische Sinn sich

in den jeweiligen Diskussionsbeiträgen der beteiligten Wissenschaftler vollzieht bzw. ob und inwieweit der praktische Sinn des Diskutierens der von Bourdieu diagnostizierte – und *ausschließlich* der von Bourdieu diagnostizierte – Sinn ist, und wenn ja: wie er in der Diskussionspraxis vollzogen wird – all das kann ja erst gesagt werden, wenn man sich der Praxis der wissenschaftlichen Diskussion tatsächlich zuwendet und das, was im Vollzug des Diskutierens in einer Debatte geschieht, einer empirisch-praxeologischen Analyse unterzieht. Die von Bourdieu gemachten Annahmen über den wissenschaftlichen Austausch in einer Debatte können durchaus als *Prä-Konstruktionen* des Gegenstandes aufgefasst werden – Vorannahmen, die Bourdieu den Soziologen bei ihren an der Praxis vorbei gehenden und in scholastischer Einstellung durchgeführten soziologischen Analysen eigentlich immer vorwirft. „Hier ist eine Generalisierungstechnik am Werke, die unter jene rationalistisch-intellektualistischen Verfahrensweisen fällt, die Praxistheoretiker als *stratégie d'universalisation* (Bourdieu) ansonsten gerne kritisieren.“ (Reckwitz 2004: 49)<sup>45</sup>

Es käme also darauf an, die wissenschaftliche Diskussion als spezifische Praxis bzw. als ein Ensemble von bestimmten einzelnen Diskussionspraktiken zu analysieren und diese auf den sie tragenden praktischen Sinn hin zu befragen, um so die Logik der wissenschaftlichen Diskussion und die Hervorbringung der soziologischen Theoriendebatte als einer Praxisform der Soziologie nachzuzeichnen. Dazu wären einzelne Diskussionspraktiken als Vollzüge praktischer Tätigkeiten zu fassen und „Praktiken und Praxisformen als echte Einzelfälle zu untersuchen“ (Hillebrandt 2011: 152), weil nur so der spezifische praktische Sinn einer Praxis erforscht werden kann. Um einer solchen Analyse den Weg zu bereiten, muss Praxis jedoch zunächst ganz allgemein und in einer über Bourdieus Verständnis von Praxis als Erzeugungsmodus von Strategien in sozialen Kämpfen hinausgehenden Weise begriffen werden. Praxis, Praktiken und Praxisformen müssen unter Vermeidung von Prä-Konstruktionen über die Praxis theoretisch konzipiert werden. Nur solche theoretisch allgemeinen Bestimmungen ermöglichen eine Herangehensweise, die Praxis und Praktiken beschreiben kann, ohne in Bezug auf bestimmte Praxen immer schon zu wissen, warum und wozu diese vollzogen werden.<sup>46</sup> Und nur dann kann auch die in einer soziologischen Theoriendebatte stattfindende Diskussion in den Blick genommen wer-

---

<sup>45</sup> Kieserling (2004) kritisiert – aus der Perspektive der Systemtheorie – die Analogisierung von Wirtschaft und Wissenschaft bei Bourdieu und stellt in diesem Zusammenhang ebenfalls fest, dass sich z.B. die Rede von Wissenschaftskapitalisten, von den Verallgemeinerungsprofiteuren, mit denen die Intellektuellen belohnt werden, oder auch die Ressourcentypologie der verschiedenen Kapitalsorten einer „Begriffsstrategie der Generalisierung“ bei Bourdieu verdanken (vgl. ebd.: 131).

<sup>46</sup> Auch wenn – worauf Schmidt (2012: 36) und Hillebrandt (2014: 8) hinweisen – solche allgemeinen Begriffsbestimmungen und Konzeptionen entgegen dem Anliegen von Bourdieu die Gefahr bergen, doch wieder auf die Bearbeitung „scholastischer Fragen“ hinauszulaufen.

den, und zwar zunächst befreit von der Annahme, dass es sich immer um eine Form des wissenschaftlichen Kampfes in der Konkurrenz von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern um Anerkennung und um die Positionen im Feld handelt. Die damit angemahnten und für die Untersuchung erforderlichen theoretischen Grundlegungen leisten indes die *neueren Ansätze einer soziologischen Praxistheorie*. Diese Ansätze bemühen sich um eine dem geschilderten Anliegen entsprechende Erweiterung des Blicks auf die Praxis und um eine diesbezügliche systematische Rekonstruktion der praxistheoretischen Grundannahmen bei Bourdieu. Sie werden im nächsten Abschnitt (Kap. 2.2) vorgestellt.

## 2.2 *Neue Ansätze zu einer Soziologie der Praxis*

Im Anschluss an Bourdieu – aber auch im Rückgriff auf andere „Theorien mit ‚Familienähnlichkeit‘“ (Reckwitz 2003: 283) – hat sich im Theorienkanon der Soziologie ein inzwischen etabliertes und mit dem *practice turn* der Sozial- und Kulturwissenschaften verbundenes „facettenreiches Bündel von Analyseansätzen herausgebildet“ (ebd.: 282), die sich auf den Praxisbegriff beziehen und auf die Erforschung der Praxis ausgerichtet sind.<sup>47</sup> Diese praxistheoretischen Forschungen entwickeln zugleich mit ihrer Forschung die praxissoziologische Perspektive als theoretischen Ansatz weiter.<sup>48</sup> Sie konvergieren dabei in der zentralen Annahme, dass die Theoriebildung der Erforschung der Praxis nicht vorgängig sein darf, sondern nur in enger Verbindung mit einer der Praxis adäquaten empirischen Praxisforschung möglich ist (vgl. Hillebrandt 2009a: 391). Die neueren praxistheoretischen Forschungsansätze verstehen sich daher in erster Linie als einen „forschungspragmatischen approach“ (vgl. Reckwitz 2008: 195), dem es zugleich um eine Form der praxissoziologischen Theoriebildung geht, „die jenseits der ‚scholastischen Vernunft‘ [...] eine praxisnahe Auseinandersetzung mit der sozialen Wirklichkeit ermöglicht“ (Hillebrandt 2010: 293). Ihre theoretische Stoßrichtung betrifft folglich „auch und vor allem die Ebene der Methodologie“ (Reckwitz 2008: 195).

Den praxistheoretischen Forschungsansätzen ist – ihrem Anspruch entsprechend und wiederum in Anlehnung an Bourdieu – auf methodologischer Ebene

<sup>47</sup> Zu den theoretischen Quellen praxistheoretischer Forschungsansätze zählen die Strukturationstheorie von Anthony Giddens, den Praxisbegriff von Karl Marx, die Sprachphilosophie Wittgensteins, die Ethnomethodologie, die poststrukturalistische Diskurstheorie von Foucault und die Theorie des Performativen von Judith Butler, die Actor-Network-Theory von Latour und die Cultural Studies. Zu den vielfältigen theoretischen Referenzen siehe Reckwitz (2003) und Hillebrandt (2012; 2014). Für eine Übersicht über die verschiedenen Strömungen der Praxistheorie siehe Brand (2011).

<sup>48</sup> Siehe zum Beispiel die Beiträge in den für die Weiterentwicklung der Praxistheorie zentralen Sammelbänden von Hörning/Reuter (2004) und Brake/Bremer/Lange-Vester (2013).

die Ablehnung von system- und strukturtheoretischen oder individualistischen Theorien gemeinsam, d.h. die Ablehnung aller Formen von soziologischen Erklärungen, die das Soziale aus ursächlichen Faktoren oder strukturellen Bedingungen ableiten bzw. das Zustandekommen und die Beschaffenheit eines sozialen Phänomens aus bestimmten Umständen oder determinierten Einzelhandlungen erklären, und die damit noch vor der Betrachtung dessen, wie sich die Praxis vollzieht und was sich dabei tatsächlich ereignet, schon eine Beschreibung dessen implizieren, was und warum sich etwas ereignet. Die Ansätze der praxistheoretischen Forschung stehen dagegen „für ein soziologisches Theorieprogramm, das den methodologischen Individualismus ebenso wie den methodologischen Holismus überwinden will, indem für die soziologische Theoriebildung und Forschung nicht von Gesetzmäßigkeiten, sondern von dem ausgegangen wird, was praktisch geschieht.“ (Hillebrandt 2012a: 25). Sie stehen für eine „Methodologie der Praxeologisierung“ (Schmidt 2012: 26) und teilen das Anliegen, ihre „Theorieentwicklung nicht mit theoriearchitektonischer Zielsetzung, sondern aus der empirischen Forschung heraus“ (ebd.: 28) zu betreiben. Die praxistheoretischen Forschungsansätze beherzigen damit die von Bourdieu konstatierte unauflösbare Kluft zwischen der Logik der Praxis und der Logik der Theorie, die natürlich auch für die praxistheoretische Forschung selbst gilt, und durch die jede soziologische Forschung und Theoriebildung – gerade auch die eigene – vor einer „paradoxen Ausgangslage“ (ders. 2014: 10) steht. Die praxistheoretischen Forschungsansätze übernehmen die von Bourdieu erarbeitete selbstkritische erkenntnistheoretische Position und betreiben ihre Theoriebildung über die Praxis stets eingedenk der Feststellung der schier unvermeidlichen „Objektivierungsarbeit“ (Kap. 2.1) in der Wissenschaft und in Anbetracht des „Dilemma[s], Praxis als Theorie ausdrücken zu müssen“ (ders. 2009: 13).

Zugleich sind sich die neueren praxistheoretischen Ansätze aber auch darüber im Klaren, dass für eine mit einem wissenschaftlichem Anspruch vorgenommene Erforschung der Praxis, die sich von alltagsweltlichem und prä-konstruiertem Wissen über die Praxis unterscheiden und nicht nur Nacherzählen von einzelner und bestimmter Praxis sein will, sondern Praxis *generell* erfassen und soziologisch in den Blick will, auch die Anleitung durch allgemeine theoretische Bestimmungen wichtig ist (vgl. Hillebrandt 2011: 141; 2014: 24). „Jede wissenschaftliche Theorie, also auch eine soziologische Theorie der Praxis, muss sich um eine konsistente, widerspruchsfreie Darstellung von Sachverhalten mit Hilfe theoretischer Begriffe bemühen“ (ders. 2014: 9/10) – auch wenn in der Praxisforschung „eine systematisierende Form der Theoriebildung als ein wichtiges Hindernis angesehen wird, die Praxis angemessen zu erforschen“ (ebd.). Obwohl die praxistheoretische Forschung also „stark [ist], wenn sie in ihren allgemeinen begrifflichen Voraussetzungen möglichst *dünn* ist“ (Reckwitz

2004: 52), erheben einige der neueren Praxistheorien einen expliziten Theorieanspruch, um die Praxiswende in der Soziologie nicht nur in der Forschung zu etablieren, sondern um sie auch auf der Ebene einer allgemeinen Soziologie theoretisch zu fundieren (vgl. Hörning/Reuter 2004: 14). Zu den prominentesten unter diesen Praxistheorien zählen der „social site“-Ansatz von Theodore Schatzki (1996, 2002), der kulturtheoretisch ausgerichtete Ansatz einer „Theorie sozialer Praktiken“ von Andreas Reckwitz (2003, 2008) und der praxistheoretische Ansatz eines poststrukturalistischen Materialismus von Frank Hillebrandt (2009, 2012, 2014).<sup>49</sup> Diese Theorieansätze bemühen sich um eine auf dem Praxisbegriff gründende Sozialtheorie bzw. um eine Systematisierung praxistheoretischer Axiome, die zu einer allgemeinen soziologischen Theorie führen soll, die für die Untersuchung aller möglichen Formen von Praxis genutzt werden kann (vgl. Hillebrandt 2009: 13/14, 83; 2010: 293). Dazu entwickeln sie theoretische Vorstellungen von Praxis und zugleich „eine Neubestimmung des Konzepts des Sozialen“ (Reckwitz 2004: 40) bzw. erarbeiten praxistheoretische Begriffsbestimmungen und Konzepte, die als theoretische Grundlagen und Theorievorgaben einer allgemeinen Theorie der Praxis zu verstehen sind und als „praxissoziologische Paradigmen“ (vgl. Hillebrandt 2014: 111f.) der empirischen Forschung zugrunde gelegt werden können. Auf der Ebene der Entwicklung einer allgemeinen soziologischen Theorie der Praxis geht es dabei ebenfalls darum, eine der wesentlichen Einsichten Bourdieus zu beherzigen, nämlich die, dass das Theoretisieren und die soziologische Begriffsbildung selbst als Praxis der wissenschaftlichen Objektivierung zu reflektieren sind. Den neueren theoretischen Ansätzen der soziologischen Praxistheorie ist bewusst, dass die von ihnen entwickelten Theorievorgaben nicht „zu einer Abwendung der Theorie von ihrem Gegenstand, nämlich der Praxis“ (Hillebrandt 2010: 293) führen dürfen. Die Praxistheorie kann deswegen auch mit ihrer theoretischen Begriffsbildung keinen dogmatischen Anspruch verfolgen. Ihre theoretischen Vorannahmen müssen sich „ganz wie die Praxis als ihr Gegenstand, in ihrer konkreten Anwendung auf verschiedene Praxisformen“ (ebd.: 305) wandeln können und sind „forschend zu erproben“ (ebd.). Nur so kann es gelingen, auch auf der Ebene einer allgemeinen Theoriebildung „die für die soziologische Forschung konstitutive Differenz zwischen der Logik der Theorie und der Logik der Praxis reflexiv zu halten“ (ebd.). Dem entsprechend sind die praxistheoretischen Konzepte vom Sozialen und die sozialtheoretischen Begriffe der Praxistheorie vor

---

<sup>49</sup> Dabei divergieren auch diese Ansätze in nicht unerheblicher Weise. Während Schatzki (2002) eher ordnungstheoretische Fragestellungen verfolgt, entzündeten sich die Überlegungen bei Reckwitz (2008) an der Verknüpfung von Praxis- und Diskurstheorie. Dem poststrukturalistischen Materialismus geht es vor allem um die Beschreibung von Genese und Wandel von Praxisformationen (Hillebrandt 2012). Zu den theoretischen Differenzen und Divergenzen siehe etwa Jonas (2009).

allem Instrumente, die „vor dem Hintergrund der unauflöslichen Differenz zwischen Theorie und Praxis entwickelt werden“ (ders. 2009a: 377), um mit ihnen die Sozialität ausmachende Praxis denken und bearbeiten zu können. Die von den genannten Ansätzen begründete soziologische Praxistheorie stellt damit nicht nur eine Methodologie dar, sie ist aber auch keine soziologische Theorie im klassischen Sinne. Sie definiert keine Gegenstände und sie ist kein Ensemble von Aussagen über bestimmte soziale Sachverhalte, die als Modell der sozialen Wirklichkeit gelten sollen. Sondern sie ist – wie Daniel Wrana (2013) herausstellt – eine Analytik, die zwar eine „Form der theoretischen Arbeit ist“ (ebd.), dennoch keine Scholastik. Ihre Begriffe beanspruchen nicht, die soziale Wirklichkeit abzubilden. Die Praxistheorie trägt vielmehr ihre theoretischen Vorstellungen und Konzepte als analytische Begriffe an Gegenstände heran, um diese „aufzuschlüsseln“, und wirkt so konstitutiv am Verständnis der Gegenstände und der sozialen Wirklichkeit mit.

In diesem Sinne werden die Begriffe und Konzepte der Praxistheorie auch für die „Aufschlüsselung“ und das Verständnis des in der vorliegenden Arbeit ausgewählten Untersuchungsobjekts einer soziologischen Theoriendebatte herangezogen. Um zu zeigen, wie die wissenschaftliche Diskussion mit diesen Ansätzen als Praxis zu verstehen bzw. ein solcher Gegenstand praxistheoretisch zu denken ist, werden im Folgenden die wichtigsten Theorievorgaben und Grundannahmen der Praxistheorie im Hinblick auf die für die Untersuchung relevanten Aspekte vorgestellt.

Sozialität wird in der neueren Praxistheorie verstanden als ein „total nexus“ (vgl. Schatzki 2001; 2002) – ein zeitlich und räumlich übergreifender Zusammenhang von spezifischen Anordnungen unterschiedlicher Elemente bzw. von „arrangements of entities (e.g., people, artifacts, things)” (ders. 2002: XI). Anders ausgedrückt: Die soziale Welt ist ein Gefüge von Praxisformationen, verstanden als „Versammlung[en] von unterschiedlichen Bestandteilen wie Diskurse, Artefakte, Körper, Ereignisse und anderem“ (Hillebrandt 2012: 6). Diese Praxisformationen werden – jeweils aktuell und in ständigem Fluss – in der Praxis hervorgebracht. Sie werden durch einzelne Praktiken erzeugt und kommen durch deren Verkettung zu Formen der Praxis und eben solchen Praxisformationen zustande (vgl. ders. 2014: 58f.). Sozialität besteht damit in einer Anordnung von kontingenten und wandelbaren, dennoch Regelmäßigkeiten aufweisenden und sich wiederholenden „Komplexe[n] von Praktiken“ (Reckwitz 2003: 295), deren Elemente innerhalb der Anordnungen zueinander in Relationen stehen. Die soziale Welt bildet eine „lose Kopplung von Praktiken in Praxiskomplexen“ (ebd.), „die häufig nur bedingt und widerspruchsvoll aufeinander abgestimmt oder gegeneinander abgegrenzt sind.“ (ebd.) Eine solche Praxisformation wäre dieser Auffassung entsprechend etwa „die Wissenschaft“.

Mit der praxistheoretischen Konzeption von Sozialität sind für die Zuwendung zu Forschungsgegenständen erste wichtige Annahmen verbunden. Zunächst die Vorstellung, dass Praxisformationen aufgrund ihrer Verwicklung in den „total nexus“ der Sozialität stets weit verzweigte Verknüpfungen und einzelne Anordnungen übergreifende konstitutive Verweisungszusammenhänge zu anderen, sich ebenfalls im Fluss befindlichen Praxiskomplexen aufweisen. Es kann daher nicht theoretisch und allgemein bestimmt oder der analytischen Zuwendung zur Praxis vorab festgelegt werden, woraus eine Praxisformation – wie zum Beispiel die Wissenschaft – besteht (vgl. Hillebrandt 2012: 13; 2014: 105/106). Vielmehr zeigt sich nur im Vollzug der Praxis selbst und im zeitlichen Verlauf ihrer dynamischen Reproduktion, welche Elemente und Praxisformen zu einer Praxisformation gehören, so dass etwa die Wissenschaft nicht ohne die Betrachtung ihrer historischen Herausbildung untersucht und verstanden werden kann. Diese Grundannahme richtet das Interesse der neueren praxistheoretischen Forschung immer auch auf den Nachvollzug des historischen Wandels und auf die Genese von Praxisformationen.

Eine weitere mit der Konzeption von Sozialität einhergehende Annahme beruht in der Vorstellung, dass den in einem Praxiskomplex bzw. einer Praxisformation versammelten Elementen und Entitäten „nicht von vornherein jene Homogenität nach innen und die Festigkeit von Sinn Grenzen nach außen zu[kommt], wie dies die klassischen Konzepte des differenzierungstheoretischen ‚sozialen Systems‘ oder der sozialphänomenologischen ‚Lebenswelt‘ suggerieren“ (Reckwitz 2003: 295) – und wie es etwa auch Bourdieu in seiner Theorie der sozialen Felder noch vorschwebt. Die sozialen Felder werden vielmehr als Praxisformationen und damit als „Ausschnitte“ jener übergreifenden Sozialität verstanden (vgl. Schmidt 2012: 31), die eben wegen ihrer Verwicklung in die übergreifende Sozialität im Hinblick auf ihre Bestandteile veränderungs offen und an den Grenzen unscharf sind. „Die Praxis eines Feldes ist ständig in Bewegung, so dass sich keine mechanistischen Aussagen über das Feld formulieren lassen.“ (Hillebrandt 2009a: 382). Die neuen Ansätze der Praxistheorie werfen damit die Idee einer trennscharfen Abgrenzung der Felder voneinander sowie die Idee einer trennscharfen Abgrenzung der verschiedenen Praxisformationen vom „total nexus“ der Sozialität. Dies gilt auch für die Praxisformation der Wissenschaft. „Insofern gelten die Wissenschaften nicht länger als ein monolithischer Block mit stabilen kognitiven Strukturen, sondern als historisch variable Praktiken, die fortlaufend Veränderungen unterliegen.“ (Kneer 2012: 284). Die Wissenschaft bildet keinen, wie noch bei Bourdieu so gedachten „selbständigen Ordnungsraum“ (ebd.: 300) mit eigenen Strukturausprägungen und „spezifischen Einrichtungen, wie etwa wissenschaftlichen Re-

geln, Kapitalsorten und Habitusformen.“ (ebd.: 301).<sup>50</sup> Ein Praxisfeld bzw. eine Praxisformation ist in der neueren Praxistheorie vielmehr eine „Intensitätszone“ sozialer Praktiken – wie es Hillebrandt (2012a: 23; 2014: 59) im Anschluss an Deleuze/Guattari (1992) formuliert – oder mit Reckwitz (2003: 295) „ein Konglomerat von Praktiken“, die zwar „der Sache nach‘ zusammenhängen“ (ebd.), die aber dennoch unterschiedlich sind und deshalb verschiedene Formen der Praxis in einem Feld generieren, und die auch nicht alle derselben Logik folgen, sondern durchaus zueinander in Konkurrenz stehen können (vgl. ebd.; Hillebrandt 2009: 47f.). Als Beispiele für die Wissenschaft nennt Reckwitz (2003: 295) „etwa Praktiken des Forschens, des Lehrens, des Leitens von Forschergruppen, der öffentlichen Darstellung, die allesamt im hochmodernen sozialen Feld ‚Wissenschaft‘ vorkommen“, und die in der Perspektive der neueren Ansätze der Praxistheorie als ganz unterschiedliche Praktiken und Praxisformen innerhalb derselben Praxisformation in den Blick zu nehmen sind. Die neuere soziologische Praxistheorie richtet sich mit ihrer Konzeption der Praxisformationen daher auch gegen die Sichtweise Bourdieus von sozialen Feldern als reinen Kampffeldern bzw. gegen Bourdieus Engführung auf die Analyse der Praxis als einer Reproduktion von Machtbeziehungen in den Feldern (vgl. Hillebrandt 2014: 56). Sie geht stattdessen davon aus „dass nicht alle Praxis in Kräftefeldern ausschließlich als ein Kampf um soziale Vorteile verstanden werden kann.“ (ders. 2009a: 389) Auch die Wissenschaft darf nicht nur als ein Feld der sozialen Kämpfe um universitäre Positionen und Reputation und als ein diesbezüglich spezifischer und geschlossener sozialer Raum betrachtet werden. Welche Praktiken in einem Praxisfeld bzw. einer Praxisformation vorkommen und für deren Konstitution relevant werden, welcher soziale Sinn sich dabei vollzieht, welchen Logiken die Praxis folgt und welche spezifischen Formen der Praxis in einer Praxisformation hervorgebracht werden, zeigt sich nur in der Praxis selbst.

Der „Ort“, an dem Sozialität entsteht und reproduziert wird, „the site of the social“ (Schatzki 2002), ist also die Praxis. Sie wird – wie oben geschildert – von den neueren Ansätzen der Praxistheorie verstanden als ein Zusammenhang von miteinander verknüpften praktischen Aktivitäten, den einzelnen sozialen Praktiken, die sich zu Praxisformen verketteten und jene Praxisformationen und Anordnungen der Sozialität erzeugen, und die stets selbst in den übergreifenden Zusammenhang der Sozialität eingebunden sind. Mit den Begriffen Praxis und Praktiken sind dabei für die Erfassung und das Verständnis eines Untersuchungsobjekts weitere wichtige Bestimmungen verbunden.

Die praxistheoretische Perspektive auf etwas, das sich in der sozialen Wirklichkeit abspielt, auf ein soziales Geschehen, Gebilde oder Ereignis, geht

---

<sup>50</sup> Siehe zur aktuellen Diskussion um die Innen/Außenunterscheidung der Wissenschaft und zur Frage nach der prinzipiellen Entgrenzung wissenschaftlicher Praktiken Kneer (2012: 300f.).

zunächst ganz grundlegend davon aus, dass es das jeweilige Geschehen nur gibt, wenn es entsprechende *praktische Aktivitäten* gibt, durch die es sich tatsächlich vollzieht. Soziales existiert also nur in seinem praktischen Vollzug, insofern und insoweit dieser wirklich stattfindet. Die Praxistheorie versteht ihre Gegenstände damit als den Vollzug ihrer Praxis, und sie geht zugleich davon aus, dass die Gegenstände auch nur in dem bestehen, was im Vollzug ihrer praktischen Hervorbringung tatsächlich passiert. Eine erste Bestimmung des Praxisbegriffs liegt damit darin, dass Praxis als *Vollzugswirklichkeit* (vgl. Hillebrandt 2010: 293; 2012a: 1) gefasst wird, weil sie sich „erst dann manifestiert, wenn sie buchstäblich geschieht“ (ders. 2011: 151). Es muss jeweils aktuell etwas passieren, weil „etwas als Praxis nur sichtbar wird, wenn es sich als Vollzugswirklichkeit ereignet“ (ders. 2012a: 28). Das heißt für die Praxistheorie allerdings nicht, dass Praxis nur gegenwärtig und als jeweiliger Moment zu verstehen ist. Sie wird nicht als zeitlos oder vollkommen voraussetzungslos betrachtet. Praxis knüpft immer an vorangegangene oder zukünftige Praxis an bzw. muss von vorangegangener oder zukünftiger Praxis affiziert werden, damit sie sich vollzieht. Sie geschieht also nicht in beliebiger Form (vgl. ders. 2012: 7), sondern als Effekt vergangener Praxis und „erinnert“ als gegenwärtige Praxis an diese (vgl. ebd.: 16). Sie ist zugleich „Attraktor“ zukünftiger Praxis (vgl. ders. 2014: 58). Die Definition von Praxis als Vollzugswirklichkeit impliziert aber, dass die Praxis erst in ihrem jeweils aktuellen Vollzug hervorgebracht und als solche existent wird, und dass sie nicht durch das, was ihr vorausgeht oder was danach liegt – etwa durch vor- oder nachliegende Ereignisse oder vorangehende Gegebenheiten (soziale Regelmäßigkeiten wie Strukturen, Institutionen, Normen, Diskurse) oder durch die ihrem Vollzug vorab gefassten Intentionen der an der Praxis Beteiligten – bedingt oder verursacht ist. Praxis ist immer wieder aufs Neue aktualisierte, sich neu ereignende Praxis (vgl. ders. 2010: 297), die eben deshalb auch zwangsläufig variiert (vgl. ders. 2012a: 4) und nicht in ihrem Ablauf vorherbestimmt ist.

Die Bestimmung von Praxis als Vollzugswirklichkeit impliziert auch, dass nur eine sich ereignende Praxis zum Gegenstand einer praxissoziologischen Analyse werden kann. Alles was sich nicht ereignet und nicht sichtbar in der Praxis zum Vorschein kommt, ist sozial nicht existent. Ebenso gehört alles, was der Praxis vorausliegt oder folgt, für die Praxistheorie in den Bereich von „notwendig spekulativ bleibenden Annahmen“ (Schmidt 2012: 57). Praxis ist immer sichtbar und „öffentlich“, d.h. sie ist nur Praxis insofern sie als Verkettung von Praktiken empirisch beobachtbar ist (ebd.: 26f.; vgl. auch Hirschauer 2004: 73). Daher beginnt und endet die praxisanalytische Erfassung eines Untersuchungsobjekts mit seinem sichtbar werdenden Sich-ereignen und mit dem, was als praktischer Vollzug des in den Blick genommenen Geschehens tatsächlich vor-

liegt oder tatsächlich vorliegend an den Vollzug erinnert. Das gilt auch für vermeintlich immaterielles oder „rein ‚ideelle[s]‘“ (Reckwitz 2003: 290) Geschehen, wie die wissenschaftliche Denk- und Wissensarbeit in der wissenschaftlichen Diskussion. Auch sie existiert in praxistheoretischer Perspektive nur im Vollzug sichtbar vorliegender Aktivitäten als epistemische oder kommunikative Praktiken: In sich ereignenden Äußerungen von Wissenschaftlern, im Verfassen und Publizieren von Texten, im Halten von Vorträgen, im Durchführen von Seminaren, in der Beteiligung an Kolloquien und Fachveranstaltungen, im Teilnehmen an Tagungen und Kongressen. Insofern haben auch solche Praktiken „in einem spezifischen Sinne von vornherein eine ‚materielle‘ Struktur.“ (ebd.)

Daraus ergibt sich Materialität als eine weitere Bestimmung des Praxisbegriffs. Praxis muss sich immer physisch und materiell vollziehen, um als Vollzugswirklichkeit manifest zu sein. Jede Praxis ist „körperlich und dinglich verankert“ (ebd.: 12). Damit wird zunächst die Gebundenheit von Praxis an den menschlichen Körper und dessen Bedeutung für die Entstehung und Reproduktion von Praxis betont (vgl. ebd.: 8). Auch Wissenschaftler verrichten ihre Tätigkeiten durch den Einsatz ihrer Körper, weil etwa das Arbeiten am Schreibtisch oder im Labor, die Computernutzung, das Sammeln von Forschungsmaterial, das Abhalten von Vorlesungen an der Universität oder von Vorträgen in der scientific community mit der dazugehörigen Reisetätigkeit und den Auftritten vor Studierenden und Kollegen „nicht ohne den menschlichen Körper und seine Sinnesorgane auskommen. Menschliche Körper sind folglich Teil der Materialität aller Praxis.“ (ders. 2014: 61). Dabei werden Körper von der Praxistheorie „nicht als außersoziale, quasi natürliche Bedingungen der Praxis“ (ebd.: 62), sondern im Anschluss an den Habitusbegriff bei Bourdieu und an sein Konzept der „inkorporierten Sozialität“ (Kap. 2.1) als durch Sozialisation zur Teilnahme an der Praxis befähigte, mit einem Habitus ausgestattete „sozialisierte Körper“ verstanden, die die Praxis aktiv hervorbringen und die selbst wiederum Hervorbringungen der Praxis sind. Dieses Verständnis von „sozialisiertem Körper“ macht dann auch die praxistheoretische Bestimmung des Akteurbegriffs aus. „Menschliche ‚Akteure‘ werden in dieser Art der Theoriekonstruktion als sozialisierte, mit Habitus ausgestattete, in vielfältiger Form zueinander positionierte Agenten der Praxis verstanden, die als ‚sozialisierte Körper‘ (...) gefasst und als ein Bedingungsgeflecht der Praxis vorgestellt werden, das durch die Praxis selbst hervorgebracht wird.“ (Hillebrandt 2014: 70) Im Fall der Tätigkeiten von Wissenschaftlerinnen, bringen diese ihre Körper – zum Beispiel die körperliche Fähigkeit zu stundenlangem und kaum durch Ablenkungen unterbrochenem Sitzen und Zuhören bei Tagungen bzw. zum konzentrierten Verfolgen von Vorträgen und Redebeiträgen – in die wissenschaftliche Diskussion ein. Sie bringen diese körperlichen Fähigkeiten aber nicht „natürlich“ mit, sondern haben diese

Fähigkeiten sowie den der Praxis von wissenschaftlichen Diskussionen angemessenen Umgang mit ihren Körpern im Prozess ihrer Sozialisation in die Wissenschaft erworben. Zugleich bringen solche Akteure bzw. sozialisierten Körper durch den Einsatz dieser Fähigkeiten und durch ihre inkorporierten Dispositionen im Habitus die Praxis wissenschaftlicher Diskussionen in bestimmter Weise hervor – etwa eine bestimmte Dauer und einen bestimmten Ablauf von wissenschaftlichen Diskussionen bei Tagungen und Fachveranstaltungen. Die neueren Ansätze der soziologischen Praxistheorie betonen damit, dass Akteure als sozialisierte Körper „zugleich Produkte und Quellen der Praxis“ (Hillebrandt 2014: 62) sind. Sie wenden sich so zum einen gegen die Verengung des Akteurbegriffs auf Bewusstseinsprozesse sowie gegen die von individualistischen Handlungstheorien vorgenommene Rückführung auf a-historische biologische oder substantielle Eigenschaften oder auf die Motive und Intentionen von Akteuren. Zum anderen hebt die neuere Praxistheorie im Vergleich zu einem objektivistisch gefassten Habitusbegriff bei Bourdieu den Aspekt der aktiven und schöpferischen Gestaltung der Praxis durch die Akteure hervor (vgl. ders. 2009: 77). Sie wendet sich damit auch gegen die mit dem Habitusbegriff oftmals verbundene einseitige Annahme, Akteure könnten sich „nur in habituell geformter Weise an Praxis beteiligen“ (ders. 2010: 300). Gerade weil die inkorporierte Sozialität aus der Praxis hervorgeht und im Vollzug der Praxis immer wieder aufs Neue gebildet und geformt wird, variiert sie und kann nicht statisch gefasst werden (vgl. ebd.: 297).<sup>51</sup> Sozialisierte Körper bzw. Akteure sind keine der Praxis vorab fest stehenden und sie ursächlich bedingenden Bestandteile der Praxis. Vielmehr zeigt sich nur im Vollzug der Praxis, was von ihnen (z.B. Intentionen, Alter, Geschlecht) in der Praxis relevant wird, und in welcher Weise es in die Praxis eingeht.

Neben der Körperlichkeit der Praxis betont die neuere Praxistheorie mit ihrem Axiom von der Materialität der Praxis aber auch die Bedeutung von natürlichen Dingen und technischen Artefakten für den Vollzug der Praxis. Wie die oben beispielhaft aufgeführten Tätigkeiten von Wissenschaftlerinnen zeigen, materialisiert sich die wissenschaftliche Praxis zum Beispiel in Büchern und Fachzeitschriften, Regalen, Schreibtischen, Computern, Laboratorien und spezifischen Einrichtungen universitärer Räume wie Seminarräumen und Hörsälen

<sup>51</sup> Dem entsprechend weist Hillebrandt (2014: 70) darauf hin, dass „der Begriff des Akteurs von einer Soziologie der Praxis eigentlich fallengelassen werden [muss], weil er die handlungstheoretische Fehleinschätzung suggeriert, Menschen seien mit zeitlos gegebenen Intentionen ausgestattet, die sie zu Handelnden also zu Akteuren macht.“ Hirschauer (2004: 74) und Schmidt (2012: 41) empfehlen der Praxistheorie aus gleichem Grund, anstatt von „Akteuren“ von „Partizipanden“ bzw. von „Teilnehmern der Praxis“ zu reden. An allen Stellen, an denen in der vorliegenden Arbeit der dennoch auch im praxissoziologischen Sprachgebrauch übliche Begriff des Akteurs benutzt wird, ist er in der hier erläuterten praxistheoretischen Bestimmung gemeint.

für die wissenschaftliche Diskussion. Solche Artefakte müssen allesamt vorhanden sein und in der Praxis zusammenkommen und mit den „sozialisierten Körpern“ zusammenkommen, damit die wissenschaftliche Praxis sich als solche überhaupt vollziehen kann. Dinge und Artefakte nehmen darauf Einfluss und gehen in ihrer jeweiligen Eigenart in den Vollzug der Praxis ein. Dabei werden sie von den neueren Praxistheorien in durchaus unterschiedlicher Weise als Mitwirkende an der Praxis konzipiert.<sup>52</sup> Sie werden entweder als Träger von Praxis aufgefasst, die durch die in sie eingebauten Gebrauchsregeln oder die an sie delegierten Handlungsprogramme und durch den damit in sie eingelassenen „sinnhaften Gebrauch“ (vgl. Reckwitz 2003: 291) die menschlichen Akteure dazu bringen, etwas in einer bestimmten Weise zu tun. Oder sie werden im Anschluss an die Actor-Network-Theory von Bruno Latour (2007) als Mittler von menschlichen und materiellen Assoziationen und als den menschlichen Aktanten gleichgestellte Teilnehmer der Praxis konzeptualisiert (vgl. Hillebrandt 2014: 76f.). In jedem Fall werden materielle Dinge und technische Artefakte weder als von intentional handelnden Akteuren benutzte Gegenstände oder als deren „Objekte der Betrachtung“ (Reckwitz 2003: 291) verstanden, noch werden sie als „handlungsdeterminierende ‚Basis‘“ (vgl. ebd.) gefasst. Sie gelten vielmehr als sowohl durch die Praxis hervorgebrachte wie die Praxis mit hervorbringende Bestandteile der Praxis, die aktiv im Vollzug der Praxis wirken und konstitutiv für die Generierung von Praxis sind, jedoch ohne dass die Praxis „dadurch von dieser Materialität determiniert wird.“ (Hillebrandt 2012a: 18). Ebenso wenig wie die Praxis durch die ihr vor- oder nachliegenden Ereignisse und Gegebenheiten bestimmt wird, ist auch das in sie eingehende Materielle „nicht als immer vorhandene Struktur oder gar als Natur mit zeitlosen Naturgesetzen zu verstehen, welche die Praxis bestimmt“ (ders. 2012: 11). Indem die neueren Ansätze der Praxistheorie die Praxis in dieser Weise als materiell definieren, erweitern sie die Bourdieusche Konzeption der objektiven bzw. objektivierten Sozialität (Kap. 2.1). Während Bourdieu darunter vornehmlich die die Praxis letztlich bestimmenden objektiven Beziehungen zwischen den sozialen Positionen in einem gesellschaftlichen Feld verstanden hatte, werden nun nicht mehr nur „die Regelmäßigkeiten der Sozialität, die sich in Strukturen, Institutionen, Regeln, Normen und ähnlichem ausdrücken“ (Hillebrandt 2010: 297), sondern alle „Verdinglichungen der Sozialität (...) unter den Begriff der objektivierten Sozialität subsumiert“ (ebd.). Wie die inkorporierte Sozialität gelten dabei auch die Dinge und Artefakte der objektivierten Sozialität für die Praxis als „ein variabler Bestandteil ihres Vollzugs. Wie sich die Praxis materialisiert, also verkörpert und verdinglicht, ist folglich zunächst eine offene Frage“ (ders.

---

<sup>52</sup> Siehe als Überblick über die diesbezüglich vorliegende breite Diskussion Hillebrandt 2009: 64f.; Schmidt 2012: 62f.; Kneer 2012: 296f.

2012: 11). Ihre Beantwortung bedarf dichter Beschreibungen der Praxis, um herauszufinden, was etwa an Dingen und Artefakten zum Vollzug einer Praxis dazugehört, und wann und wie es in der Praxis zusammenkommt bzw. „wie bestimmte Dinge in den Praxisvollzug geraten sind“ (ders. 2014: 83). Die praxistheoretische Forschung richtet sich daher auch auf die Erhebung der körperlichen und dinglichen Bestandteile der Praxis und auf die Beschreibung ihres Beitrags zur Generierung einer Praxis.

Praxis vollzieht sich schließlich immer als ein „Zusammenspiel“ (Hillebrandt 2014: 86) von Gegebenheiten, Körpern, natürlichen Dingen und Artefakten bzw. als eine Relationierung von inkorporierter und objektivierter Sozialität – jeweils im oben beschriebenen über Bourdieu hinausweisenden Verständnis der Begriffe. Dieses Zusammenspiel ist dynamisch zu verstehen, als eine „ständige Bewegung der Versammlung von Aktanten, die (...) sich im Verlauf der Praxis immer wieder ändern, weil sie sich ergänzen, neu formen oder durch neue Aktanten ersetzt werden.“ (ebd.: 85) Was sich dabei vollzieht ist praktischer Sinn. In dem die Bestandteile der Praxis im Vollzug der praktischen Aktivitäten durch die an der Praxis Teilnehmenden in einer spezifischen Weise miteinander assoziiert werden, werden sie in einen Sinnzusammenhang gebracht. Dieser Sinnzusammenhang, bildet den „Hintergrund-Sinn“ (vgl. Schulz-Schaeffer 2010: 323), einen „background of an understanding“ (Schatzki 2002: 96), der die praktische Bedeutung der Praxis anzeigt, und der den einzelnen Aktivitäten ihren spezifischen Sinn verleiht. Durch ihn verstehen die an der Praxis Teilnehmenden die Bedeutung ihrer einzelnen Aktivitäten im Vollzug der jeweiligen Praxis. Der „Hintergrund-Sinn“ einer wissenschaftlichen Diskussion besteht zum Beispiel ganz allgemein – und der genaueren Untersuchung vorab – darin, dass die beteiligten Wissenschaftler wissen bzw. einen „Sinn“ dafür haben (Kap. 2.1), worum es in der Diskussion für sie *praktisch* geht, und welche Aktivitäten in dieser Praxis „passend, richtig, plausibel“ (Hörning 2004: 23) sind. Der Sinn der Praxis ist damit ein von den Beteiligten gemeinsam geteiltes „praktisches Verstehen“ (Reckwitz 2003: 289) und ein praktisches Wissen darüber, was die Praxis soll, und worum es sich für die Akteure bei der Praxis handelt. Er besteht nicht in einer objektiv gegebenen Wissensordnung, in einem vorgängigen Konsens von Normen, einem kollektiven Geist oder in herrschender Kultur (vgl. Hillebrandt 2009: 72), sondern in einem in der Praxis jeweils aktualisierten „praktischen Wissen“ bzw. einem „Praxisvermögen der sozialen Akteure“ (ebd.). Der praktische Sinn ist „weniger eine Geistesverfassung als eine Verfassung des Körpers, ein Seinszustand“ (Thompson 2005: 15), der im Habitus der sozialen Akteure verwurzelt ist, und durch den die an einer Praxis Beteiligten um die Bedeutung der Praxis wissen. Er zeigt sich in den praktischen Aktivitäten der Teilnehmenden einer Praxis und ist den einzelnen Praktiken

eingelagert: „Praktiken werden mit Sinn versehen, der die Bedeutung der Praxis ausdrückt“ (Hillebrandt 2009: 77) bzw. die Beteiligten drücken in ihren Praktiken den Sinn der Praxis aus, zeigen darin also an „um was es sich hier jetzt handelt“ (Schmidt: 2012: 46). Der praktische Sinn einer Praxis bleibt dabei im Vollzug der Praxis implizit. Er ist ein in der Praxis „unexplizierter Hintergrund“ (Schulz-Schaeffer 2010: 323), der aber „nicht als Substanz der Praxis zu verstehen“ (Hillebrandt 2009: 78) ist. Er entsteht vielmehr zeitlich im Vollzug der Praxis und ist ihr nicht schon vorab gegeben, sondern wird mit den praktischen Aktivitäten von den sozialen Akteuren immer aufs Neue aktualisiert. Die neuere praxistheoretische Forschung richtet sich daher auch auf die Eruierung des sich in den Praktiken zeigenden praktischen Sinns und „fragt demnach, *wie* etwas bedeutsam gemacht wird und *wo* etwas zur Bedeutung gebracht wird“ (Lengsdorf 2011: 70).

Sichtbaren Ausdruck verschafft sich der praktische Sinn auch durch die im Vollzug der praktischen Aktivitäten hervorgebrachten symbolischen Formen und kulturellen Muster (vgl. Hillebrandt 2014: 87f.), die ebenfalls als wandelbare und nicht für sich bestehende Objektivierungen von Sinn verstanden werden. Sie sind nicht mit den Manifestationen der objektivierten Sozialität wie Körpern, Dingen, Artefakten und Diskursen zu verwechseln, sie sind vielmehr an die Praxis gebundene Ausdruckformen des praktischen Sinns. Im Falle der wissenschaftlichen Praxis findet der praktische Sinn seinen Ausdruck zum Beispiel in kulturellen Formen wie einer bestimmten Bekleidung von Wissenschaftlern, in symbolisch geordneten Abläufen von universitären Veranstaltungen (Sitzordnungen, Redezeiten) oder in den Repräsentationen von wissenschaftlichem Status, zum Beispiel in Titeln. Diese kulturellen Muster und symbolischen Formen müssen erkannt und interpretiert werden, um auf die sie erzeugenden Praktiken schließen und Aufschlüsse über die Bedeutung der Praxis gewinnen zu können.<sup>53</sup> Die praxistheoretische Forschung zielt damit auch auf den in den kulturellen und symbolischen Formen der Praxis sichtbar werdenden praktischen Sinn der Praxis, um daraus „Praktiken und Praxisformen abzuleiten.“ (ders. 2012a: 1). Bourdieu grundsätzlich darin folgend, dass die Praxis ein sinnhaftes Geschehen ist und das Soziale „primär und in letzter Instanz im impliziten Wissen und impliziten Sinn [existiert]“ (Reckwitz 2008: 191), stellt auch die Praxistheorie den „praktischen Sinn, der von den sozialen Akteuren erzeugt wird und der sich in symbolischen Formen Ausdruck verschafft, in den Mittelpunkt der soziologischen Theorie“ (Hillebrandt 2012a: 1).

Anders als Bourdieu gehen die neueren Ansätze der Praxistheorie allerdings davon aus, dass der praktische Sinn der Praxis der *jeweiligen* Praxis an-

---

<sup>53</sup> Daher versteht sich die Praxistheorie auch als „eine spezifische Form der Kultursoziologie“ (Hillebrandt 2012a: 20) oder als „einen Fall von ‚Kulturtheorie‘“ (Reckwitz 2003: 287).

gemessen, d.h. „situations-adäquat“ (vgl. Reckwitz 2004: 40/41) aktualisiert wird. Weil sich die Praxis als Vollzugswirklichkeit immer aufs Neue vollzieht und in ihrem Vollzug nicht durch Vorgängiges oder Allgemeingültiges determiniert ist, kann sie sich sowohl wiederholen als auch variieren – wobei auch der Wiederholung Veränderung innewohnt (vgl. Hörning 2004: 33f.; Hillebrandt 2009: 77). Dem entsprechend kann sich auch der praktische Sinn wandeln, da er „*im Verlauf der Praxis immer wieder neu geschaffen wird*“, was eine Variation der Sinngebung sehr wahrscheinlich werden lässt.“ (Hillebrandt 2009: 78) Bleiben die in der Praxis von den Akteuren zu relationierenden Bestandteile der objektivierten und der inkorporierten Sozialität gleich, können sie in routinisierter Weise in einen Sinnzusammenhang gebracht werden. Der Sinn der Praxis ändert sich dann für die Beteiligten kaum. Wandel kann es aber schon dadurch geben, dass der Vollzug der Praxis in der Zeit verläuft und die praktische Bedeutung einer Praxis damit aus der Perspektive der Beteiligten prinzipiell „zukunftsungewiss“ (vgl. Reckwitz 2003: 295) ist – eine Besonderheit der Logik der Praxis, auf die schon Bourdieu hingewiesen und mit der er die fundamentale Differenz zur Logik der Theorie begründet hatte (Kap. 2.1). Die Protagonisten einer soziologischen Theoriendebatte können im Vollzug der wissenschaftlichen Diskussion zum Beispiel nicht wissen, ob ihr jeweiliger Beitrag für spätere mögliche Publikationen oder Karriereschritte eine Rolle spielen wird. Unberechenbares kann in der Praxis auch dadurch auftauchen, dass mit Blick auf die Verwicklung jeder Praxis in den Nexus der übergreifenden Sozialität mit ihren sich stets verändernden Verknüpfungen zu anderen Praxisformationen sowie durch die Verwicklung in das dynamische Zusammenspiel der ständigen Bewegung der Versammlung von Aktanten, neue Gegebenheiten, Dinge und Artefakte aufkommen, mit denen die sozialen Akteure im Vollzug ihrer praktischen Aktivitäten konfrontiert werden (vgl. Reckwitz 2003: 294). Der sich bei der wissenschaftlichen Diskussion vollziehende praktische Sinn in soziologischen Theoriendebatten ist durch die mit dem Einsatz moderner Informationstechnologien (z.B. Live-Videostreaming bei Tagungen und Kongressen) einhergehende größere öffentliche Aufmerksamkeit und die damit unterschiedliche soziale wie zeitliche Reichweite von Diskussionsbeiträgen möglicherweise ein anderer, als wenn solche Technologien nicht zum Einsatz kommen. Durch Ungewissheiten oder das Aufkommen neuer Dinge und Artefakte in einer Praxis kann es folglich „Verschiebungen“ (vgl. ebd.: 295) des praktischen Sinns einer Praxis geben. Der praktische Sinn und die Logik der Praxis sind damit in der Perspektive der neueren Ansätze der Praxistheorie nicht mehr – wie noch bei Bourdieu – eine immer gleiche und ganz generelle „Spiegelung der relationalen Beziehungen der unterschiedlichen Positionen im sozialen Raum“ (Hillebrandt 2009: 45). Sie werden vielmehr als von den Teilnehmern der Praxis in „bestimmbaren

Situationen“ (ebd.: 74) immer aufs Neue aktualisiert und vollzogen. Daher lässt „sich die Sinnproduktion nicht deduktiv, sondern nur induktiv, also durch empirische Beobachtung der Praxis aufdecken“ (ebd.: 75), und muss in ihrer situativen „Eigensinnigkeit“ (Reckwitz 2003: 296) erforscht werden.

Diese Grundannahme führt zu einer weiteren Bestimmung des Praxisbegriffs. Praxis wird als *situert* verstanden. Damit ist die in einem jeweiligen Moment gegebene Art und Weise der Verwicklung jeder Praxis in das raumzeitliche „Setting“ des „total nexus“ der Sozialität und damit in die Gesamtheit bzw. in das jeweilige Ensemble aller im Vollzug der Praxis zusammenspielenden und für die Praxis relevant werdenden Bestandteile der Praxis gemeint. Mit der Situiertheit als Definitionsmerkmal wird die prinzipielle (Veränderungs-)Offenheit des Vollzugs der Praxis und die Unbestimmtheit der Bestandteile, die dabei zusammenkommen, nochmals betont. Zugleich wird die theoretische Vorstellung untermauert, dass der praktische Sinn der Praxis immer aktuell erzeugt wird und die Logik der Praxis sich der „Situation“ entsprechend vollzieht. Jedoch ist – worauf auch Hörning (2004: 30) hinweist – der sozialtheoretisch stark besetzte und deshalb leicht missverständliche Begriff der „Situation“ praxistheoretisch zu interpretieren. Situationen sind „keinesfalls bloße Container“ (ebd.), in denen Praxis stattfindet, und in denen die substantiellen Bedingungen für die Praxis zu finden wären. Sie sind auch „nicht lediglich der begrenzende oder ermöglichende Rahmen“ (ebd.), der die Voraussetzungen für die Praxis bereithält und ihren Vollzug bestimmt. Sie sind vielmehr der im Vollzug der Praxis wandelbare „Resonanzboden“ (ebd.), der selbst mit in die Praxis verwickelt ist, und der auf das komplexe Gefüge der Sozialität, in das die Praxis situert ist, verweist.

Um diese „Situativität des Vollzugs“ (Reckwitz 2003: 294) der Praxis zu verdeutlichen und zugleich weitere Engführungen der Bourdieuschen Konzeption von Praxis zu überwinden, bezieht sich die neuere Praxistheorie in jüngster Zeit verstärkt auf die Situationsanalyse („situational analysis“) nach Adele E. Clarke (2005).<sup>54</sup> Die dort erarbeitete und vorgeschlagene Bestimmung des Situationsbegriffs entspricht dem praxistheoretischen Verständnis von der Situiertheit der Praxis und erscheint hilfreich, um dieses Axiom weiter zu fundieren und für die praxistheoretische Forschung nutzbar zu machen. Im Ausgang von der Chicagoer Schule, dem Symbolischen Interaktionismus und der Grounded Theory nach Anselm Strauss besteht die wesentliche Leistung der Situationsanalyse in der „Entgrenzung der ursprünglichen Grounded-Theory-Methodologie“ (Keller 2012: 11) und in der „Einholung gesellschaftlicher Meso- und Makroebenen“ (ebd.) in die Mikro-Analyse von Situationen – wobei dies bei Adele E. Clarke

<sup>54</sup> Vgl. Hillebrandt (2014: 84) sowie den Vorschlag von Schäfer/Daniel (2015: 46), die Situationsanalyse im Rahmen einer umfassenden praxistheoretischen Methodendiskussion zu berücksichtigen.

insbesondere durch die Integration von diskurstheoretischen Überlegungen versucht wird. Neben den dabei entwickelten, auch für die praxistheoretische Forschung interessanten methodologischen und methodischen Anregungen<sup>55</sup>, ist für die Praxistheorie vor allem das von Clarke herausgearbeitete Verständnis von „Situation“ bedeutsam – eine Konzeption, die das sog. „Zwiebelmodell“ überwindet, nämlich die Vorstellung von der Einbettung sozialer Phänomene in diskrete Ebenen – Schichten, Kontexte oder Rahmen (Abbildung 1).

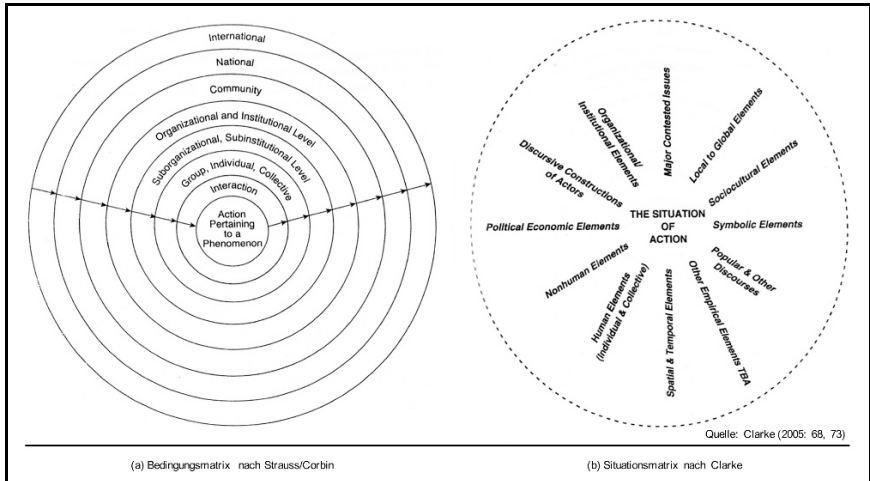


Abbildung 1: Situationsverständnis nach Adele E. Clarke

Während das Modell der Einbettung (Abbildung 1: Grafik (a): Bedingungsmatrix nach Strauss/Corbin) impliziert, dass die Bedingungen oder Ursachen einer sozialen Situation in den umgebenden Schichten oder Kontexten liegen, die vermeintlich klar voneinander abgrenzbar sind und mit der sozial-räumlichen Nähe zur Situation für deren Konstitution relevanter werden und höhere Erklärungskraft haben, löst die Situationsanalyse diese Vorstellung zugunsten einer Konzeption auf, die davon ausgeht, dass es keine Elemente außerhalb von sozialen Situationen gibt (Abbildung 1: Grafik (b): Situationsmatrix nach Clarke). Nach diesem Verständnis gibt es nichts, was eine soziale Situation „umgibt“, sondern die Situation besteht in dem, was in ihr an – hinsichtlich der sozial-räumlichen Nähe unterschiedlichsten und an den Grenzen offenen – Elementen

<sup>55</sup> Wie Göde Both (2015) zeigt, ist für die Erforschung der in einer Praxis relevant werdenden Komponenten die von Clarke (2005: 83 f.) vorgeführte Erstellung von analytischen Karten (Situational maps, social world/arena maps, positional maps) hilfreich.

und Bestandteilen zusammenkommt. Darüber hinaus gibt es keine die soziale Situation bedingenden Umstände oder Kontexte um die Situation herum. Mit Clarke (2005: 71): „*The conditions of the situation are in the situation*. There is no such thing as ‚context‘“. Alles was in der Situation auftaucht, gehört zur Situation, was nicht darin auftaucht, ist nicht „Situation“. Die Situationsanalyse kann auf Grundlage dieser Konzeption das „Durcheinander“ bzw. die Komplexität und Heterogenität von Situationen ernst nehmen (vgl. Both 2013) und Situationen theoretisch als einzigartig, instabil und fließend fassen.<sup>56</sup>

Praxistheoretisch gewendet bedeutet diese Konzeption: Die Elemente und Komponenten der Praxis sind *in* der Praxis - es gibt keine die Bestandteile vormaligende „Situation“ außerhalb der Praxis. Nur die Praxis selbst konstituiert die Praxis, deshalb erklärt die „Situation“ die Praxis nicht. Die Praxis ist zwar verwickelt in ein Ensemble von in ihr zusammenkommenden variablen Bedingungen und Bestandteilen, diese machen aber im Vollzug der Praxis selbst deren „Situierung“ aus und liegen nicht als „Situation“ um sie herum.<sup>57</sup> Der praxistheoretische Situationsbegriff meint die theoretische Vorstellung der versammelten Elemente und Komponenten, die in der Praxis sichtbar und relevant werden. Unter Anlehnung an die Situationsanalyse macht das praxistheoretische Axiom von der Situiertheit der Praxis auf deren „Vielschichtigkeit“ (vgl. Schäfer/Da-

---

<sup>56</sup> Methodisch ist die Analyse von Situationen dem entsprechend prinzipiell unabgeschlossen.

<sup>57</sup> Der Situationsbegriff ist in der soziologischen Theorie mit anders gelagerten sozialtheoretischen Konzeptionen verknüpft. Zum einen werden Situationen unter Bezugnahme auf die Sozialphilosophie von Karl R. Popper (1972) und das von ihm stammende Konzept der „Situationslogik“ (ebd.: 121) in akteurzentrierten und Rational-Choice-orientierten Ansätzen als „Entscheidungssituationen“ gefasst. Diese bilden die äußeren und inneren Bedingungen, die vom Akteur bewertet werden, und stellen den Hintergrund dar, vor dem er seine Nutzenkalkulation durchführt und seine Handlungswahlen trifft (vgl. Esser: 1999, Schimank: 2010). Der Situationsbegriff ist in der Soziologie zudem stark mit dem berühmten Thomas-Theorem und der auf Thomas/Thomas (2010) zurückgehenden Vorstellung von der für soziale Phänomene konstitutiven „Definition der Situation“ sowie mit der Theorie der unvorhergesehenen Handlungsfolgen verbunden. Eine weitere Strömung stellen die mit dem Situationsbegriff umgehenden kontextualistischen Theorien der interpretativen und objektiv-hermeneutischen Soziologie dar. Hier wird darauf gezielt, dass Situationen und Handlungen von übergreifender „Kontextualität“ bestimmt werden, so dass Handelnde sich den Situationen anpassen bzw. ihre Handlungsziele die Situationen widerspiegeln (vgl. Hörnig 2004: 30). In allen Fällen ist „Situation“ entweder mit der Vorstellung von „Umständen“ verknüpft, in die Handelnde hineinversetzt sind oder die sie zu bearbeiten haben, und die ihr Handeln anleiten. Oder „Situation“ ist mit der Vorstellung verknüpft, dass die jeweils angenommen elementaren Einheiten oder Operationen des Sozialen von Situationen „umgeben“, in sie „eingebunden“ oder „eingebettet“ sind. Gegen diese Vorstellungen versteht die Praxistheorie „Situation“ als auf einer höheren Aggregationsebene des Sozialen liegend. „Situationen“ sind in ihrem Verständnis Bestandteile der „Situation“ bzw. von „situierter Praxis“. Um Missverständnissen vorzubeugen, könnte nur eine konsequente Verwendung von Begriffen wie „situierter Praxis“ oder „Situiertheit“ von Praxis anstelle von „Situation“ vorgeschlagen werden. Allerdings erschwert die Anlehnung der Praxistheorie an die Situationsanalyse nach Clarke (2005), die den Situationsbegriff im hier skizzierten Sinne ebenfalls eher undifferenziert benutzt, eine eindeutige Ausdrucksweise innerhalb der Praxistheorie.

niel 2015: 43) aufmerksam, die sich aus ihrer Situierung in das prinzipiell unabgrenzbare setting ihrer Komponenten und Verweisungszusammenhänge ergibt.

Das praxistheoretische Axiom von der „Situiertheit“ der Praxis impliziert zugleich eine weitere praxistheoretische Grundannahme, nämlich die der Emergenz der Praxis. Die Praxis ist eine nicht weiter reduzierbare und auf keines der in ihr relationierten Elemente rückführbare „Realität sui generis“ (Hillebrandt 2009: 54). Damit wird abermals verdeutlicht, dass es keine der Praxis vorgängige objektivierte Sozialität gibt, keine zeitlosen sozialen Strukturen oder gesellschaftlichen (Regel-)Systeme und eben auch keine sie bedingenden Umstände oder Situationen, die Praxis verursachen und bestimmen. Und es gibt auch keine „unterhalb“ von Praxis liegenden mikrostrukturellen Elemente wie individuelle Intentionen und Dispositionen oder soziales Handeln, oder andere „kleinste Einheiten“ des Sozialen, die der Praxis vorausgehend für sie ursächlich wären. Das heißt im Umkehrschluss aber nicht, dass alle diese Strukturen und Elemente nicht existierten oder keine Bedeutung hätten. Sie sind vielmehr kontingente Bestandteile der Situierung von Praxis und insofern existent und für ein soziales Geschehen von Bedeutung, als sie in den praktischen Vollzug seiner Hervorbringung eingehen. Mit der Betonung von Praxis als einer auf einer höheren Aggregationsebene als die in ihr zusammenkommenden Komponenten und relationierten Bestandteile liegenden Relation versucht die neuere Praxistheorie, die in Bourdieus Theorie der sozialen Felder letztlich einseitige Fokussierung auf die Bestimmung der Praxis durch die objektiven Beziehungen zwischen sozialen Positionen und damit durch makrosoziale Ungleichheitsstrukturen in den Feldern zu überwinden (vgl. Hillebrandt 2009: 45, 2009a: 388f.).

Abschließend sind zur Bestimmung des Praxisbegriffs noch die – oben schon mehrfach angesprochenen – jede Praxis ausmachenden praktischen Aktivitäten der an einer Praxis Teilnehmenden zu betrachten. Diese Aktivitäten emergieren aus der Assoziation der Bestandteile einer jeweils spezifisch situierten Praxis und sind als einzelne Praktiken die „elementaren Ereignisse der Sozialität“ (Hillebrandt 2010: 294). Als solche sind sie der Praxis nicht vorgängig. Sie haben „niemals essenzielle Quellen“ (ders. 2012a: 20) wie etwa die „kognitive und psychische Beschaffenheit von Akteuren“ (ebd.: 25) und sie können „nicht ursächlich aus makrosozialen Strukturen abgeleitet werden“ (ders. 2009: 88). Praktiken erzeugen und reproduzieren die Praxis und gelten als ihre „Konstitutionsereignisse“ (ders. 2010: 294). Als solche sind sie „qua definitionem Ereignisse“ (ders. 2012a: 20), die im Vollzug der Praxis hervorgebracht werden und sich stets aufs Neue vollziehen. Sie müssen daher auch als jeweils neue und einzigartige Einzelereignisse in den Blick genommen werden.

Dabei konstituiert allerdings keine einzelne Praktik für sich genommen schon Praxis. „Nicht jede Hantierung, nicht jedes Tun ist schon Praxis. Erst

durch häufiges und regelmäßiges Miteinandertun“ (Hörning/Reuter 2004: 12) bildet sich Praxis als ein „Bündel von Aktivitäten“ – „a ‚bundle‘ of activities“ (Schatzki 2002: 71) – heraus. Die Praxis ist die „Gesamtheit aller entstehenden Praktiken“ (Hillebrandt 2011: 135), die „in ihrer regelmäßigen Verkettung“ (ders. 2010: 294) die verschiedenen Formen der Praxis generieren und schließlich umfassende Praxisformationen bilden. Praktiken sind dementsprechend „nur als Folgepraktiken vorstellbar“ (ders. 2012a: 21), die an vorangegangene Praktiken anknüpfen. Sie werden zwar stets aufs Neue vollzogen, aber sie „beginnen nie von Grund auf neu. Praktiken sind fraglose Anwendungen von bereits bestehenden Möglichkeiten, sind wiederholte Aneignungen, sind immer wieder erneuerte Realisierungen von bereits Vorhandenem“ (Hörning 2004: 33). Ihr repetitives Aneinander-Anknüpfen und ihre Verkettung zu Formen der Praxis und zu Praxisformationen geschieht aber „nicht nach Regeln, sondern vielmehr im Tun, also im Vollzug der Praxis“ (Hillebrandt 2009: 69). Die einzelnen Praktiken bleiben dabei für sich genommen immer neu und einzigartig. Sie sind zwar regelmäßig aber nicht regelhaft. Sie sind vielmehr „durch eine sich immer wieder aufs Neue bildende Regelmäßigkeit gekennzeichnet“ (Schmidt 2012: 10), und damit in ihrer Verkettung nicht nur wiederholend, sondern „wiedererzeugend“ (Hörning/Reuter 2004: 13). Praktiken sind „produktiv zu denken: als ein eingespieltes In-Gang-Setzen von Verändertem, als neuartige Fortsetzung von Eingelebtem, als andersartige Hervorbringung von Vertrautem.“ (Hörning 2004: 33). Sie sind nicht nur „Erscheinungsformen objektivierter sozialer Strukturen“ (Hillebrandt 2010: 294) oder Formen der „routinisierten Wiederholung“ (Reckwitz 2004: 46) vorab festgelegter Regeln, sondern „jede einzelne Praktik ist ein neues Ereignis im Zeitverlauf“ (Hillebrandt 2012: 12) und „letztlich eine Neuschöpfung“ (ders. 2009: 76). Praktiken sind so für die Konstitution von Praxis immer „herstellend-hervorbringend“ (vgl. Hörning 2004: 28).

Bei den einzelnen Praktiken kann es sich um vielfältige kulturelle und soziale, symbolische und materiale, epistemische, kommunikative oder diskursive praktische Aktivitäten der Teilnehmenden einer Praxis handeln. Um *als Praktiken* für die Konstitution von Praxis relevant zu werden, müssen sich alle solche Aktivitäten materiell vollziehen und als „sichtbarer Ausdruck der Bewegung von Körpern“ (Hillebrandt 2014: 59) beobachtbar sein. Definiert sind Praktiken daher als „materiale Bewegungen von physischen Körpern, die in Relation zu anderen physischen Körpern und zu physischen Dingen geschehen“ (ebd.). Auch kognitive Leistungen oder mentale Tätigkeiten – wie etwa die für die Wissenschaft typische geistige Denk- und Wissensarbeit – materialisieren sich *als Praktiken* immer in einem an andere Praktiken anknüpfenden, mit Dingen und Artefakten verwickelten und in die Situierung der jeweiligen Praxis eingelassenen körperlichen Tun und Sprechen – im Fall der wissenschaftlichen Denk-

und Wissensarbeit zum Beispiel im Schreiben von Texten oder in Redebeiträgen zur wissenschaftlichen Diskussion. Insofern sie das nicht tun, bleiben sie als private Bewusstseinsvorgänge und als „innere oder verinnerlichte und unsichtbare Entitäten wie Normen, Überzeugungen, Ziele, Absichten“ (Schmidt 2012: 45) für die praxistheoretische Forschung Spekulation. Praktiken sind daher immer „öffentlich performte Körperbewegungen“ (vgl. ebd.: 226) und haben notwendig eine „performative Dimension“ (ebd.: 45). Mit ihrem Vollzug wird „vor und mit anderen Teilnehmerinnen und Beobachtern intelligibel etwas getan – es wird aus- beziehungsweise aufgeführt, dargestellt und gezeigt.“ (ebd.) Diese Performanz der Praktiken ist – wie Meier (2004: 57) bemerkt – zusammen mit ihrer Materialität der zentrale Ansatzpunkt für die Erforschung von Praktiken. Praktiken setzen sich als solche sichtbar aus- bzw. aufgeführten Körperbewegungen zusammen aus „doings und sayings“ (Schatzki 1996: 89, 2002: 70f.). Sie sind immer „eine Kombination aus Sprechakten, körperlichen Bewegungen (doings) und einer durch Assoziation zwischen sozialisierten Körpern und materiellen Artefakten ermöglichten Handhabung der Dinge“ (Hillebrandt 2014: 11). Diese „Handhabungen der Dinge“ sind immer „sinnhafte, bedeutungstragende, gekonnte Körperbewegungen“ (Schmidt 2010: 55) von dazu befähigten, weil sozialisierten und mit inkorporiertem praktischem Sinn ausgestatteten „skilled bodies“ (Schatzki 2001: 3). Die Basis dafür ist ein – mit dem im Habitus gegebenen praktischen Sinn einhergehendes – *praktisches Wissen* der Akteure, das als „Ermöglichung“ (vgl. Meier 2004: 57) der gekonnten Körperbewegungen angesehen wird. Es ist ein inkorporiertes Wissen darüber, wie die Dinge in einer Praxis zu handhaben und miteinander zu assoziieren sind, damit eine jeweilige Praktik dem praktischen Sinn der Praxis adäquat ist. Das praktische Wissen ist ein in der Praxis erworbenes und in körperlichen Routinen verankertes Wissen der Teilnehmer darüber, wie in einer Praxis „normal und vernünftig zu handeln ist und wie eventuell weitere Kenntnisse und Ressourcen zu aktivieren und zu kombinieren sind.“ (Hörning 2004: 23). Dieses Wissen ist „nicht primär als ein mental Gewusstes/Bewusstes, sondern als ein durch körperliche Übung Inkorporiertes zu verstehen“ (Reckwitz 2004: 45) und existiert daher „nur in den Praktiken“ (Hörning 2004: 24). Es ist „kein reflexives Wissen, das in Distanz gebildet wird, sondern ein Wissen aus der Beteiligung an der Welt“ (Gebauer 2005: 152). Es besteht in einem „Gewusst-Wie“, das sich im Umgang mit Akteuren, Artefakten und anderen kulturellen Objekten ausbildet und sich als praktisch eingeübte und eingelebte Fähigkeit zeigt, in einer bestimmten erwartbaren und einsichtigen Weise mit Menschen, Dingen und Ereignissen umzugehen“ (Lengersdorf 2011: 23). Das praktische Wissen ist dem entsprechend mit einer „Könnerschaft“ (ebd.: 19) der sozialen Akteure verbunden. Es umfasst ihr *know how* (vgl. Reckwitz 2003: 289, 2004: 43) zu wissen was und zu beherrschen wie

etwas in der Praxis zu tun ist, und dabei „zwischen passender, ›guter‹ und nicht geeigneter, ›schlechter‹ Praxis zu unterscheiden“ (Hörning 2004: 28). Der Vollzug einer Praxis beruht damit auf der dem praktischen Sinn der Praxis adäquaten Umsetzung von inkorporiertem Wissen im praktischen Tun. Praktiken sind „wissensabhängige performances“ (Reckwitz 2004: 43) praktischen Sinns, wobei das praktische Wissen im Vollzug der Praxis immer wieder aufs Neue „zur Aufführung gebracht“ und der praktische Sinn bzw. die Bedeutung einer Praxis immer wieder aufs Neue „zur Bedeutung gebracht“ wird. Einer praxistheoretischen Forschung muss es für die Analyse einer Praxis zusammen mit der Erforschung der sie konstituierenden Praktiken daher eben auch darum gehen, den praktischen Sinn und das in die einzelnen Praktiken eingelassene praktische Wissen herauszuarbeiten. Dazu muss das praktische Wissen und müssen die sich in den Praktiken zeigenden Formen des praktischen Sinns identifiziert werden – oder wie es Hillebrandt (2014: 46) unter Berufung auf die Ethnomethodologie und einen Begriff von Harold Garfinkel beschreibt: Die Sinnformen und die Praktiken der Sinnproduktion der sozialen Akteure müssen „accountable“ gemacht werden, damit sie für den soziologischen Beobachter „sicht- und damit verstehbar“ (ebd.) sind.

Wie im Verlauf der obigen Darstellung der neueren Ansätze der Praxistheorie bereits angedeutet, ergeben sich aus deren Grundannahmen verschiedene Schwerpunkte und Fragerichtungen für die praxistheoretische Forschung. Die historische Genese von Praxisformationen wird in der vorliegenden Arbeit nicht verfolgt. Das heißt mit Blick auf die Wissenschaft und die hier im Mittelpunkt stehende wissenschaftliche Disziplin der Soziologie, dass deren Entstehung und Wandel und deren Verwicklung in den Nexus der übergreifenden Sozialität sowie die Frage nach den Verknüpfungen mit den Elementen anderer Praxisformationen hier nicht betrachtet werden. Vielmehr wird mit der soziologischen Theoriendebatte eine bestimmte Praxisform der Soziologie in den Blick genommen. Um diesen Gegenstand praxistheoretisch „aufzuschlüsseln“ und zu zeigen, in welcher Hinsicht diese Praxisform in der hier vorgenommenen Analyse untersucht wird, werden im nächsten Abschnitt die wichtigsten Grundannahmen und Begriffe der neueren Praxistheorie konkreter auf das Untersuchungsobjekt bezogen.

### 2.3 *Die Theoriendebatte in praxisanalytischer Perspektive*

Eine Debatte um und über soziologische Theorien – im eingangs definierten Verständnis (Kap. 1.3) von arrangierten und organisierten mündlich auf Tagungen oder schriftlich in Publikationen geführten und in Textform vorliegenden

theoretischen Auseinandersetzungen von Soziologinnen und Soziologen – ist entsprechend den oben dargestellten Begriffsbestimmungen der neueren Praxistheorie (Kap. 2.2) als eine Praxisform der Soziologie zu verstehen. Sich stets aufs Neue ereignende Debatten über Theorien ist ganz generell und neben anderen Praxisformen, etwa neben den Formen der Lehre und Forschung, eine Praxis durch die die Wissenschaften als Praxisformationen hervorgebracht und regelmäßig aktualisiert werden. Theoriendebatten vollziehen sich in allen Wissenschaften, und auch in der Soziologie ist dies eine typische Form der Praxis.

Eine Theoriendebatte wird in der wissenschaftlichen Diskussion durch die sich in ihrem Vollzug verkettenden und in der Praxis allererst emergierenden einzelnen Praktiken der Diskussion hervorgebracht. Für eine praxisanalytische Untersuchung ist damit die Praxis der wissenschaftlichen Diskussion, bzw. sind die einzelnen Diskussionspraktiken der eigentliche Gegenstand bei der Betrachtung einer Theoriendebatte. Damit ein solches Geschehen aus Sicht der Praxistheorie eine soziale Existenz hat und als Praxis beobachtbar ist, müssen wissenschaftliche Diskussionen tatsächlich vorkommen und sich physisch und materiell vollziehen. Sie tun dies zum einen „in physisch sich vollziehender Rede“ (Hillebrandt 2012: 2) der an Tagungen und anderen Fachveranstaltungen als Debattanten beteiligten Soziologinnen und Soziologen und damit verkörpert in den an der Diskussion teilnehmenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Die Praxis der wissenschaftlichen Diskussion vollzieht sich zum anderen in den körperlichen und mit Dingen assoziierten Aktivitäten des Lesens und Verfassens von schriftlichen Beiträgen zu Debatten der an den jeweiligen Publikationen beteiligten Autoren. Die wissenschaftliche Diskussion materialisiert sich dabei in Texten und liegt verdinglicht in Form von schriftlichen Veröffentlichungen als erinnerbare Vollzugswirklichkeit der Diskussionspraxis vor.

Im Vollzug der Praxis wissenschaftlicher Diskussionen als einer „ständigen[n] Bewegung der Versammlung von Aktanten“ (Hillebrandt 2014: 85) kommen stets vielfältige Bestandteile dieser Praxis zusammen, unter anderem die sozialisierten Körper der beteiligten Wissenschaftler, Artefakte wie Texte und Räume der Diskussion. Die in der Praxis der wissenschaftlichen Diskussion assoziierten und sich durch diese Assoziation selbst als Bestandteile der Praxis hervorbringenden Komponenten gehen auf je eigene Weise in die wissenschaftliche Diskussion ein. Sie machen durch ihr für die wissenschaftliche Diskussion spezifisches „Zusammenspiel“ (ebd.: 85) sowie durch die daraus emergierenden Diskussionspraktiken die soziologische Theoriendebatte als Praxisform der Soziologie aus. Die Grafik in Abbildung 2 zeigt – dabei allerdings nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erhebend – einige der möglichen Bestandteile der Praxis einer wissenschaftlichen Diskussion, um deren „Situierung“ (Kap. 2.2) in das Ensemble vielfältiger konstitutiver Elemente und Komponenten zu veran-

schaulichen. Die grafische Darstellung der „Versammlung von Aktanten“ ist als hypothetische Situationsanalyse zu verstehen und soll noch einmal verdeutlichen, dass alle Bestandteile einer wissenschaftlichen Diskussion in einer relationalen Position zu dieser Praxis zu sehen sind: Weder irgendwelche vermeintlich objektiven institutionellen und organisatorischen Strukturen oder normative Regeln einer Wissenschaft, noch die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit ihren Intentionen oder Fähigkeiten sind als der Diskussionspraxis vorgängige oder gar ursächliche Wirkungsbedingungen zu verstehen. Vielmehr zeigt sich nur im Vollzug der wissenschaftlichen Diskussion selbst wie alle diese Komponenten in ihrer jeweiligen Beschaffenheit und Eigenart in die Praxis der Diskussion einwirken bzw. darin vorkommen. Im Sinne einer ebenfalls hypothetischen und nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erhebenden sowie zudem nur kurssorischen und in willkürlicher Reihenfolge vorgenommenen Beschreibung der Situiertheit der Diskussionspraxis wird im Folgenden auf einige der in Abbildung 2 aufgelisteten Bestandteile eingegangen.

Zunächst ist jede wissenschaftliche Diskussion über soziologische Theorien als Folgepraxis zu betrachten. Theoriendebatten entstehen nicht aus dem Nichts, sondern knüpfen an vorangegangene Ereignisse wie zum Beispiel an vorangegangene Debatten in der scientific community, an Diskussionen bei soziologischen Tagungen, Kongressen oder anderen Fachveranstaltungen an (Abbildung 2). Jeweils aktuelle wissenschaftliche Diskussionen werden durch die bei solchen vorangegangenen Ereignissen vorgetragenen Diskussionsbeiträge und die dort geführte mündliche und dann schriftlich fixierte Diskussion als gegenwärtige Praxis affiziert. In vielen Fällen knüpfen aktuelle wissenschaftliche Diskussionen auch an ausschließlich schriftlich geführte und in Fachpublikationen vorliegende Theoriendebatten an. Diese vorangegangenen Ereignisse und der fachinterne Diskurs über die bisherigen Theoriendebatten gehen als konstitutive Elemente in die Praxis einer jeweils aktuellen wissenschaftlichen Diskussion ein. Dabei wirken auch der jeweilige Stand der soziologischen Theoriebildung sowie der allgemeine Diskurs über soziologische Theorien mit in die Diskussion ein (Abbildung 2).

Attraktoren für die Affizierung einer jeweils aktuellen wissenschaftlichen Diskussion finden sich auch im formalen wie informellen Austausch in der spezifischen scientific community der soziologischen Theoretikerinnen und Theoretiker. Zum Beispiel können Vereinbarungen in den Gremien der formal organisierten Fachgemeinschaft (Verbände, Sektionen) über mögliche Themen für eine nächste Tagung bzw. für einen Kongress eine Theoriendebatte initiieren. Und auch informelle Absprachen unter den Mitgliedern der Fachgemeinschaft – etwa über gemeinsame Publikationen zu theoretischen Themen – oder

Initiativen einzelner Mitglieder, die Fachveranstaltungen zu bestimmten Themen anregen und organisieren, bringen Theoriendebatten in Gang.

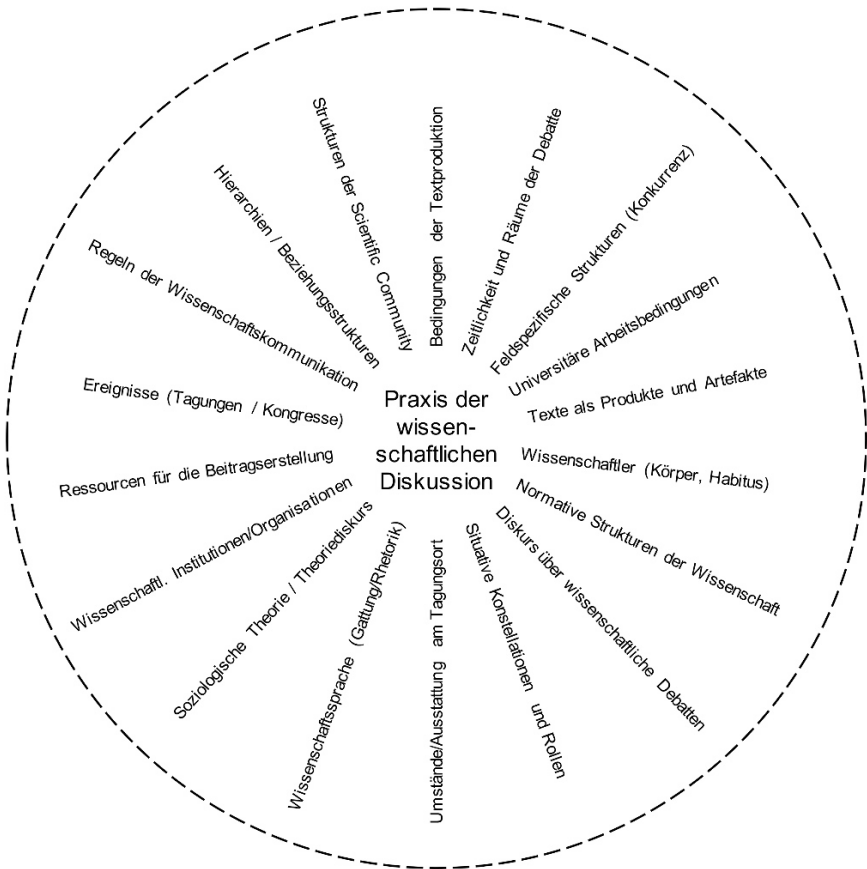


Abbildung 2: Situierung der Diskussionspraxis

So kommen wissenschaftliche Diskussionen über soziologische Theorien auch als Folgepraxis auf vorangegangene Praktiken, wie zum Beispiel Aufrufe und Einladungen zu Tagungen, Aufforderungen zur Erstellung von Beiträgen für eine Publikation oder Verwendungen bestimmter Publikationen für die Lancierung von Themen, zustande. Die wissenschaftliche Diskussion knüpft in solchen Fällen an das „Agenda-Setting“ der Initiatoren einer Theoriendebatte an. Auf diese Weise gehen die Strukturen der scientific community (Abbildung 2) als

einer Kommunikations- und Produktionsgemeinschaft (Kap.1.1) in die Praxis der wissenschaftlichen Diskussion ein. Dabei spielen immer auch die die scientific community und ihre Aktivitäten regulierenden wissenschaftlichen Institutionen und Organisationen – Universitäten, Forschungsinstitute, soziologische Berufsverbände – eine Rolle für das Zustandekommen und den Verlauf von Theoriendebatten (Abbildung 2). Deren Organisationsstrukturen und die zur Verfügung gestellten materiellen Ressourcen – etwa die finanziellen Mittel für die Veranstaltung von Tagungen oder die Ausstattung und Ausrichtung der soziologischen Institute an den Universitäten – sind damit gleichermaßen konstitutive Komponenten der Praxis wissenschaftlicher Diskussionen.

Zudem wirken die normativen Strukturen der Wissenschaft als Institution in die Diskussion und die Hervorbringung von soziologischen Theoriendebatten ein (Abbildung 2). Zu diesen Strukturen gehört etwa das auf das Wissenschaftsverständnis von Merton (Kap.1.1) zurückgehende „Veröffentlichungsgebot“, d.h. die Verpflichtung, Forschungsergebnisse offenzulegen und anderen zugänglich zu machen bzw. das eigene Wissen in den Wissensbestand der Disziplin einzubringen. Zugleich ist allen Beteiligten der Stellenwert von Publikationen und die in Wissenschaft herrschende normative Verhaltenserwartung zu publizieren („publish or perish“) bewusst. Beides macht es schwierig, z.B. ein Angebot zur Teilnahme an einer Diskussion und eine damit verbundene Aufforderung zur Erstellung eines Diskussionsbeitrags durch den Organisator oder den Herausgeber eine Publikation zurückzuweisen. Die normativen Strukturen der Wissenschaft haben so einen Einfluss auf die Beiträge zu Theoriendebatten.

Weitere Komponenten der Situierung einer Theoriendebatte, die in ihrem Zusammenspiel die Praxis der Diskussion bestimmen, sind die – im Sinne der Bourdieuschen Analyse des wissenschaftlichen Feldes – jeweiligen „objektiven“ sozialen Beziehungsstrukturen und das hierarchische Gefüge von Positionen zwischen den an der Diskussion beteiligten Wissenschaftlern (Abbildung 2). Der wissenschaftliche Status und die universitären Positionen der Protagonisten einer Theoriendebatte, sowohl der an ihr teilnehmenden Soziologinnen und Soziologen wie der Initiatoren, der Status und die Positionen des oder der Vertreter einer bestimmten Theorie, um die es womöglich in einer Debatte geht, und der Status und die Positionen der zu einer entsprechenden Tagung einladenden Organisatoren oder der zu einer Texterstellung auffordernden Herausgeber für eine Publikation, sind für die Praxis der Diskussion von Relevanz. Sie spielen eine Rolle im Hinblick darauf, wer (z.B. Hochschullehrer oder wissenschaftlicher Nachwuchs) in welcher Weise (z.B. hinsichtlich der Rede- oder Schreibanteile und deren Platzierung) mit welchen und mit wie vielen Beiträgen an einer wissenschaftlichen Diskussion teilnimmt.

Neben dem Einfluss auf die Teilnahme bestimmter Debattanten sind die sozialen Beziehungen auch insofern von Bedeutung, als sowohl die Initiatoren wie auch die dann als Referenten oder Autoren an der Debatte teilnehmenden Wissenschaftler meistens untereinander persönlich bekannt sind oder zumindest durch vorherige kommunikative Verbindungen und den Austausch in der spezifischen scientific community den jeweiligen sozial-fachlichen Status voneinander kennen – zum Beispiel Alter und Geschlecht, universitäre Laufbahn und Titel, theoretische Provenienz und bisherige Arbeiten sowie Reputation und Einbindung in der Fachgemeinschaft etwa als „Experte“ oder „Novize“. Zudem sind sie oft in anderen universitären oder sonstigen fachlichen Forschungs- oder Arbeitszusammenhängen miteinander in Kontakt und stehen dabei womöglich in bestimmten Abhängigkeitsverhältnissen zueinander. Alle diese Elemente der Situierung einer Theoriendebatte gehen als konstitutive Bestandteile in die Praxis der wissenschaftlichen Diskussion ein – ebenso wie bestimmte, damit in Zusammenhang stehende Normen und Regeln der wissenschaftlichen Kommunikation (Abbildung 2): Die Debattanten werden in eine angemessene wissenschaftliche Ausdrucks- und Darstellungsweise verwenden und zudem in aller Regel die „Netiquette“ wahren, also in ihren Diskussionsbeiträgen keine unerlaubten Mittel der Präsentation wählen, zum Beispiel die Mitdebattanten nicht direkt und offen persönlich beschimpfen.

Doch nicht nur die sozialen Beziehungsstrukturen und die hierarchisch geordneten Positionen, sondern auch die bei einer Theoriendebatte gegebene situative Konstellation der Akteure spielt in der Praxis der Diskussion eine wesentliche Rolle (Abbildung 2). Dieser Aspekt bezieht sich auf die jeweilige Rollenverteilung der Diskussionsteilnehmer in und bei der Organisation einer Debatte. Aus ihr ergeben sich asymmetrische Interaktionsbeziehungen und damit verschiedene Möglichkeiten der Beeinflussung der thematischen Ausrichtung einer Diskussion und der Lancierung und Gestaltung von Diskussionsbeiträgen. Zum Beispiel werden die jeweiligen Initiatoren einer Theoriendebatte nicht nur mit Blick auf die sozialen Positionen der potentiellen Teilnehmer, sondern auch mit Blick auf ihr eigenes thematisches Anliegen und die von ihnen antizipierte thematische Passung der Diskussionsbeiträge potentieller Teilnehmer eine Auswahl unter den Referenten für eine Tagung oder unter den Autoren für eine Publikation treffen. Diese Auswahl bemisst sich dann an der von ihnen beurteilten vermeintlichen Einschlägigkeit eingereichter oder vorliegender Arbeiten und wirkt auch insofern auf die Praxis der wissenschaftlichen Diskussion ein, als die schließlich ausgewählten Debattanten oft aufgrund ihres Bekanntheitsgrades und Renommées als Wissenschaftler zu einer bestimmten Thematik oder aufgrund ihres vorgängigen Engagements und ihrer vorab bereits gegebenen Eingebundenheit in den jeweiligen Diskussionszusammenhang von den Initiatoren

angesprochen und eingeladen werden.<sup>58</sup> Die ausgewählten Referenten oder Autoren nehmen deshalb meistens immer schon als Vertreter eines bestimmten theoretischen Paradigmas an der Diskussion teil.

Die Organisation durch die Initiatoren einer Theoriendebatte hat nicht nur im Hinblick darauf welche Diskussionsbeiträge in die Diskussion eingehen, sondern auch im Hinblick auf thematische Ausrichtung der dann ausgewählten Diskussionsbeiträge eine maßgebliche Bedeutung. In aller Regel geben die jeweiligen Tagungsorganisatoren oder Herausgeber einer Publikation ein theoretisches Thema oder einen Themenschwerpunkt vor und fordern die beteiligten Soziologinnen und Soziologen dazu auf, bei der mündlichen Diskussion oder bei der Erstellung schriftlicher Beiträge die eigene Position in Auseinandersetzung mit bestimmten anderen Theorien oder mit dem vorangegangenen Theoriendiskurs zu schildern, oder sich auf ein spezifisches Thema oder eine ganz bestimmte Fragestellung zu beziehen, und dazu eine eigene Position zu entwickeln. Die Initiatoren werden auf die Einhaltung ihrer Vorgaben bei der Diskussion drängen, entweder um den Ablauf einer Tagung zu sichern, oder weil ihnen um die thematische Stringenz und den Aufmerksamkeitswert der geplanten Publikation zu tun sein wird. Dabei spielt auch das eigene Engagement in der Sache eine Rolle – etwa wenn die Initiatoren der Theoriendebatte selbst Protagonisten der Debatte und als Vertreter einer bestimmten soziologischen Theorie in den Diskussionszusammenhang involviert sind. Die Initiatoren werden so unter Umständen zu den „Arrangeuren“ der Theoriendebatte, denn häufig wird das „Ineinandergreifen“ von Themen oder Argumentationen bei einer wissenschaftlichen Diskussion von ihnen allererst – und im Fall von Publikationen manchmal auch erst im Nachhinein – hergestellt (vgl. Graefen 1997: 101).

Die als Referenten oder Autoren an einer soziologischen Theoriendebatte beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wiederum reagieren mit ihren Diskussionsbeiträgen auf den vorliegenden Theoriendiskurs und die dabei in der scientific community zur Debatte stehenden soziologischen Theorien bzw. auf die thematischen Vorgaben für eine Diskussion – je nachdem durch welche vorangegangenen Ereignisse eine Theoriendebatte affiziert wird und wer die Initiatoren sind. Für die Beteiligten geht es in ihrer Rolle in der Konstellation – und dabei je nach ihrem wissenschaftlichen Status und ihrer universitären Position mal mehr und mal weniger – um die Passung und den Aufmerksamkeitswert ihrer Beiträge im spezifischen thematischen Zusammenhang der Debatte. Die Soziologinnen und Soziologen fügen sich mit ihrem Eingehen auf die vorgegebenen Themen in einem gewissen Ausmaß und auf die je eigene Art den

---

<sup>58</sup> Verwiesen sei diesbezüglich auf den in der Wissenschaftssoziologie von Merton (1985: 100 - 116) aufgezeigten „Matthäus-Effekt“, der die Dynamik der Verteilung und Verfestigung von Reputation und Ressourcen unter Wissenschaftlern aufgrund von vorgängiger Reputation beschreibt.

Aufforderungen durch die Initiatoren und akzeptieren dabei in aller Regel die zugewiesene Rolle im Diskussionsgeschehen – zum Beispiel als Experte für eine bestimmte theoretische Position. Auch in dieser Weise gehen wissenschaftlicher Status, universitäre Positionen und die situative Konstellation der Akteure in die Praxis der wissenschaftlichen Diskussion ein.

Auch die für die beteiligten Debattanten jeweils gegebenen situativen Elemente der Erstellung ihrer Diskussionsbeiträge sind wichtige Komponenten der Praxis wissenschaftlicher Diskussionen (Abbildung 2). Zu solchen Elementen gehören etwa die zeitlichen, räumlichen und materiellen Ressourcen für das Erarbeiten und Verfassen von Diskussionsbeiträgen sowie die durch die Organisation der Diskussion und die vorgesehene mündliche oder schriftliche Form bestehenden Möglichkeiten zu wechselseitigen Stellungnahmen und zur Rezeption anderer Diskussionsbeiträge. Die den Beteiligten schon bei der Erstellung ihrer Beiträge vor Augen stehenden potentiellen Adressaten bzw. Rezipienten der Diskussionsbeiträge haben dabei ebenfalls Einfluss. Letzteres sind im Falle einer soziologischen Theoriendebatte vornehmlich die Fachkollegen im engeren Sinne, d.h. die an der Diskussion auf einer bestimmten Tagung oder in einer bestimmten Publikation beteiligten Mitdebattanten bzw. Ko-Autoren. Dabei werden den meisten teilnehmenden Wissenschaftlern die fachlichen Positionen der beteiligten Kollegen oder auch deren vorgängige Stellungnahmen in der Debatte bekannt sein. Das Vorhandensein dieser Kenntnisse bei allen Beteiligten ist den Beteiligten zugleich wechselseitig bewusst, was sowohl als ein Aspekt ihres fachlichen wie ihres praktischen Wissens in die Beitragserstellung zur Diskussion eingeht. Sodann kommen die als potentielle Zuhörer oder Leser nicht direkt an der Diskussion beteiligten soziologischen Theoretiker und Theoretikerinnen und nachrangig der erweiterte Kreis der Kollegen in der spezifischen scientific community sowie Studierende oder interessierte Außenstehende als Rezipienten der Diskussionsbeiträge in Betracht. Die Erwartungen und Wissensvoraussetzungen all dieser Adressaten werden von den an der Debatte beteiligten Wissenschaftlern antizipiert und wirken als solche Antizipationen ebenfalls in die Gestaltung der Diskussionsbeiträge der Debattanten ein.

Ein wichtiges Element der Erstellung von Diskussionsbeiträgen ist daher deren „Mehrfachadressierung“: Mit Blick auf die Initiatoren einer jeweiligen Theoriendebatte sind thematische Vorgaben zu erfüllen. Gegenüber den Mitdebattanten als gewichtiger Gruppe unter den Adressaten muss jeder Protagonist der Debatte auf die Relevanz und Auffälligkeit seines Diskussionsbeitrags achten. Mit Blick auf weitere mögliche Adressaten (der erweiterte Kollegenkreis, Studierende) ist jedem Debattanten zudem klar, dass sein Diskussionsbeitrag diesen Zuhörern oder Lesern in unmittelbarem zeitlichen und räumlichen Zusammenhang (bei einer Tagung) oder in textueller Ko-Präsenz (in einer Publika-

tion) mit anderen Diskussionsbeiträgen entgegentritt (vgl. Graefen 1997: 100). Es kommt daher auch auf Verständlichkeit und Vollständigkeit eines Diskussionsbeitrags an – zum einen damit dessen Rezeption möglich ist, ohne dass die Adressaten Kenntnisse der gesamten Debatte haben und alle Diskussionsbeiträge gehört, oder alle vor- und nachstehenden Artikel in einer Publikation gelesen haben. Zum anderen damit ein jeweiliger Diskussionsbeitrag von anderen Positionen abgrenzbar ist, sofern die Adressaten entsprechende Kenntnisse haben.

Eine weitere situative Komponente der wissenschaftlichen Diskussion in Theoriendebatten besteht darin, dass es sich in aller Regel um eine „zerdehnte Kommunikation“ (vgl. Ehlich 1984: 18) handelt, d.h. um ein raum-zeitlich getrenntes Nach- und Nebeneinander der Erstellung, des Einbringens und der Rezeption von Diskussionsbeiträgen. Im Fall der mündlichen Diskussion auf einer Tagung zum Beispiel werden die Beiträge meistens der Tagung vorab von den beteiligten Wissenschaftlerinnen erstellt und – als mal mehr und mal weniger fertige Manuskripte – in Form von vorbereiteten Texten in die Diskussion eingebracht. Die deshalb oft vorkommende inhaltliche Geschlossenheit und Komplexität von Diskussionsbeiträgen erlaubt in der wissenschaftlichen Diskussion meist nur punktuelle Kommentierungen. Das Nacheinander von längeren Diskussionsbeiträgen und kürzeren Kommentierungen sowie begrenzte Vortrags- und Redezeiten haben ebenfalls einen Einfluss auf die Auseinandersetzung der Beteiligten in der Diskussion. Im Fall der ausschließlich schriftlich geführten Theoriendebatte lesen die beteiligten Wissenschaftler die Diskussionsbeiträge der jeweiligen Mitdebattanten ebenfalls zeitlich und räumlich versetzt. Wird eine entsprechende Publikation von einem Herausgeber zusammengestellt, wird der jeweils eigene Beitrag in aller Regel ohne Kenntnisse anderer Diskussionsbeiträge erstellt – außer die Herausgeber sorgen für anderweitige Regulierungen der Zugänglichkeit und Verfügbarkeit der Texte von Ko-Autoren. Bei einer schriftlich ausgetragenen wissenschaftlichen Diskussion über mehrere Publikationen hinweg, geht die der Diskussion vorgängige Rezeption der zur Debatte bereits vorliegenden Texte von Mitdebattanten auf jeden Fall in die Erstellung aller Diskussionsbeiträge ein. Das raum-zeitliche Nach- und Nebeneinander von Diskussionsbeiträgen ermöglicht den Debattanten dann ein höheres Maß an Planung und Überarbeitung ihrer Beiträge und „die Bearbeitbarkeit des sprachlichen Materials für die schriftliche Fassung auf eine Verbesserung und Vollendung im Sinne des Sprechers hin.“ (Graefen 1997: 29) Die Distanz zwischen Erstellen und Einbringen von Beiträgen und das Ausmaß der Möglichkeit zu wiederholter Lektüre und beliebig vor- und rückkoppelnder Rezeption (vgl. Jakobs 1999: 49) gehen so in die Praxis der wissenschaftlichen Diskussion ein. Auch dadurch wird deutlich, dass die Texte einer Theoriendebatte als im Vollzug der wissenschaftlichen Diskussion hervorgebrachte

Produkte und ihrerseits auf die Diskussion einwirkende Artefakte immer auch konstitutive Bestandteile der Praxis der Diskussion (Abbildung 2) sind. Die verschriftlichten Diskussionsbeiträge sind nicht lediglich vordergründige oder oberflächliche Begleiterscheinungen eines eigentlichen Diskussionsgeschehens, sondern sie sind selbst Teil der wissenschaftlichen Praxis, um die es geht.

Sodann gehen die an einer soziologischen Theoriendebatte beteiligten Soziologinnen und Soziologen als soziale Akteure mit ihrem wissenschaftlichen Habitus, d.h. als sozialisierte und mit inkorporiertem Wissen ausgestattete Körper in die Praxis der wissenschaftlichen Diskussion ein (Abbildung 2). Durch ihre Sozialisation in die Wissenschaft, und hier im Besonderen durch ihre fachliche Sozialisation in die soziologische Disziplin, bringen sie nicht nur die für das wissenschaftliche Diskutieren notwendigen körperlichen Fähigkeiten und habitualisierten KörperROUTINEN ein, wie zum Beispiel die Fähigkeit zu stillem Verharren in einer Sitzposition, langem konzentriertem Zuhören und öffentlichem Sprechen auf einer Tagung oder die Fähigkeit zum situativ angemessenem Umgang mit und zur Überwindung von körperlichen Bedürfnissen (Hunger, Müdigkeit, Unlust) bei Fachveranstaltungen oder beim Verfassen schriftlicher Beiträge. Sie bringen auch das praktische Wissen mit, wie man wissenschaftlich diskutiert, d.h. das „Gewusst-Wie“ (Kap. 2.2) man sich beträgt und was zu tun ist, wie man wissenschaftlich redet und schreibt, als die praktisch eingeübte Fähigkeit zur Teilnahme an einer wissenschaftlichen Diskussion. Sie verfügen über ein spezifisches „kulturelles Kapital“ (Bourdieu 1983: 185), nämlich ein besonderes „sprachliches Kapital“ (ders. 1993a: 118, 2005a), das in einer KöNNerschaft beim wissenschaftlichen Formulieren und der dabei vollzogenen Anwendung von Wissenschaftssprache und Fachvokabular sowie in einem bestimmten Textsorten- und Gattungswissen sichtbar wird (Abbildung 2).<sup>59</sup> Und die an einer Theoriendebatte teilnehmenden Soziologen verfügen natürlich über das theoretische Expertenwissen, um Beiträge zur Diskussion beisteuern und diese Praxis ausüben zu können.

Zudem bringen alle Debattanten und Autoren eigene Vorannahmen zum jeweiligen Thema der Debatte, eigene Interessen und eine jeweils eigene Sichtweise der Debatte in die Diskussion mit ein. Ihr Ausbildungshintergrund, die Berufserfahrung sowie individuelles KöNNen und nicht zuletzt die individuelle Motivation hinsichtlich der Teilnahme an einer soziologischen Theoriendebatte beeinflussen die Diskussion und die Erstellung von Diskussionsbeiträgen. Von diesen Komponenten sind etwa die Verarbeitungstiefe wie das Ausmaß an Anreicherungen der Diskussionsbeiträge abhängig und ebenso die Frage, wieviel

---

<sup>59</sup> Zur Wissenschaftssprache wie zu der im Falle soziologischer Theoriendebatten relevanten Textsorte als Komponenten der Praxis wissenschaftlicher Diskussionen siehe ausführlicher die Quellenkritik zu dem in der vorliegenden Analyse untersuchten Textmaterial in Kap.4.2.

Einsatz und Arbeitsaufwand in die Diskussion investiert wird (vgl. Jakobs 1999: 153, 295). Dabei ist jeder Debattant zugleich eingebunden in das jeweilige institutionelle und organisationale Umfeld seiner Hochschule und in die Bedingungen am universitären Arbeitsplatz. Damit gehen auch begrenzte zeitliche Ressourcen für die Teilnahme an einer Theoriendebatte durch Belastungen in Lehre und Forschung oder durch die personellen Ressourcen im jeweiligen Institut oder Lehrgebiet als Komponenten in die Praxis der wissenschaftlichen Diskussion ein (Abbildung 2). Zum Beispiel spielen die Unterstützung und die Feedbacksituation im eigenen Kolleginnen- oder Mitarbeiterkreis eine Rolle im Hinblick darauf, ob und in welcher Form und mit welcher Intensität sich ein Wissenschaftler oder eine Wissenschaftlerin an der Debatte über soziologischen Theorien in scientific community beteiligen kann.<sup>60</sup>

In die Praxis der wissenschaftlichen Diskussion bei einer Debatte über Theorien wirken selbstverständlich auch materielle Komponenten ein. Zunächst die diversen materiellen Voraussetzungen an den jeweiligen universitären Arbeitsplätzen der an der Debatte teilnehmenden Soziologen: Deren Diskussionsbeiträge hängen von der Verfügbarkeit von Fachliteratur, Archiven und Bibliotheken, von der Zugänglichkeit zu vernetzten Computern und von der Ausstattung in universitären Räumen und Büros ab (vgl. Wansleben 2008; Engert/Krey 2013). Im Fall der dann mündlich ausgetragenen wissenschaftlichen Diskussion bringt vor allem die Ausstattung am jeweiligen Tagungsort (Abbildung 2) mit der zur Verfügung stehenden Präsentationstechnik, mit Pulten, Tischen und Bestuhlung, mit Mikrofonen, Licht, Aufzeichnungssystemen und Versorgungseinrichtungen die Debattanten dazu, ihre Beiträge auf eine bestimmte Weise zu gestalten und die Diskussion in bestimmter Weise zu führen. So werden Dinge und Artefakte zum Bestandteil der Praxis der wissenschaftlichen Diskussion. Im Fall der schriftlich geführten soziologischen Theoriendebatte spielen die materiellen Bedingungen der Textproduktion eine Rolle (Abbildung 2). Zum Beispiel stellen die von den jeweiligen Wissenschaftsverlagen vorgegebenen Produktionsbedingungen für eine Publikation (etwa gestalterische und textorganisatorische Auflagen, Einreichungsfristen und Publikationstermine) wichtige konstitutive Bestandteile dieser Praxis dar.<sup>61</sup> Und nicht zuletzt gehören auch die zeitlichen und räumlichen Umstände am jeweiligen Ort der Debatte (Abbildung 2) zu den Komponenten der Situierung einer soziologischen

---

<sup>60</sup> Jakobs (1999: 292) macht darauf aufmerksam, dass im Laufe der Texterstellung die Lektüre und Kommentierung von verschiedenen Textfassungen unter den Kolleginnen und Kollegen im Kolleginnen- oder Mitarbeiterkreis einen nicht zu unterschätzenden Anteil am Zustandekommen wissenschaftlicher Beiträge und dabei vor allem an den Bezugnahmen auf andere Beiträge hat.

<sup>61</sup> Für ausführlichere Anregungen zur Rolle von Wissenschaftsverlagen für wissenschaftliche Publikationen siehe – dort allerdings aus akteurtheoretisch fundierter differenzierungstheoretischer Perspektive auf die Wissenschaft – Schimank/Volkmann (2012).

Theoriendebatte. Dazu zählen etwa die Bedingungen von Anreise und Abreise bei Tagungen und Kongressen sowie die Verhältnisse und Umstände des Aufenthalts am Veranstaltungsort. Diesbezügliche Gegebenheiten, Verhaltensanforderungen und Gepflogenheiten (Kosten, Pünktlichkeit, Anwesenheitsverpflichtung und -dauer, Weitläufigkeit oder Enge von Begegnungsstätten etc.), der informelle Austausch zum diskutierten Thema in Kaffeepausen oder bei Treffen am Rande sowie die dort zumeist stattfindende Metakommunikation über derartige Veranstaltungen und auch der dort stattfindende Diskurs über die spezifische Theoriendebatte oder über Theoriendebatten ganz allgemein (Abbildung 2), wirken in die wissenschaftliche Diskussion mit ein.

Aus den oben aufgeführten Komponenten der Situierung einer soziologischen Theoriendebatte und aus weiteren, im Vollzug einer Diskussion zusammenkommenden Bestandteilen dieser Praxis emergieren die verschiedenen Praktiken, die die Diskussion konstituieren. Einige dieser Praktiken sind die im Folgenden aufgelisteten, die mündliche wie die schriftliche Form der wissenschaftlichen Diskussion ausmachenden, kulturellen, sozialen, symbolischen, kommunikativen, epistemischen, diskursiven und textuellen Praktiken, die in ihrer Verkettung die Praxis der wissenschaftlichen Diskussion hervorbringen: Praktiken des Initiierens und Organisierens von Tagungen und Publikationen, Praktiken der Kontaktaufnahme und der Korrespondenz mit Wissenschaftlern, Praktiken des Aushandelns von Themen und des Einladens von Diskussionsteilnehmern und Autoren, Praktiken des Moderierens, Praktiken des Umgangs mit Reise- und Arbeitszeiten, Praktiken des Auftretens und des Sich-Bewegens auf einer Fachveranstaltung (Sitzen, Zuhören, Sich-Unterhalten), Praktiken des Repräsentierens von Rang und Status (Umgang mit Gruß- und Anredeformen und Titeln, das Sich-Bekleiden, die Einnahme von Sitzplätzen), Praktiken des Vortragens und Präsentierens von Beiträgen, Praktiken des Umgangs mit Raum- und Präsentationstechnik, Praktiken des Sich-zu-Wort-Meldens und Kommentierens, Praktiken des Einwurfe- oder Zwischenrufe-Machens und des Unterbrechens oder Ins-Wort-Fallens (Formulieren, Gestikulieren, zum Mikrofon greifen), Praktiken von Neben- und Pausengesprächen, Praktiken des wissenschaftlichen Schreibens und Sprechens, Praktiken des Recherchierens und Zusammenstellens von Textbausteinen, Praktiken des Einpassens und des thematischen Inszenierens von Diskussionsbeiträgen, Praktiken der Rezeption und der wechselseitigen sowie bestimmter gezielter Bezugnahmen, Praktiken des Kritisierens wie der antizipativen Behandlung von Kritik und der Vorwegnahme von Einwänden, Praktiken des Hervorhebens, Reformulierens und Kolportierens theoretischer Positionen, Praktiken der Veranschaulichung und Plausibilisierung von Diskussionsbeiträgen, Praktiken des Heraushebens oder Übergehens anderer Diskussionsteilnehmerinnen und Diskussionsbeiträge, Notationspraktiken (No-

tizen, Protokolle) – und vermutlich viele andere mehr.<sup>62</sup> Alle diese Praktiken wären für eine praxistheoretische Analyse einer wissenschaftlichen Diskussion auf den sich in ihnen vollziehenden praktischen Sinn hin zu befragen. Dazu müsste mittels ethnografischer bzw. praxeografischer Analyseverfahren vielfältiges Material erhoben und der gesamte Diskussionsverlauf einer soziologischen Theoriendebatte dokumentarisch begleitet werden. Für die Erforschung etwa der sozialen, kulturellen und symbolischen Praktiken der Diskussion könnten visuelle Daten in Form von Fotos oder Film- und Videomitschnitten von Diskussionen bei Tagungen oder Kongressen für die Identifizierung und Analyse der Diskussionspraktiken genutzt werden. Aber auch Daten der erzählerischen Berichterstattung aus teilnehmender Beobachtung oder aus einer Live-Soziologie bei Fachveranstaltungen sowie Daten aus Bild- und Dokumentenanalysen oder aus Experteninterviews mit den an den Diskussionen teilnehmenden Soziologinnen und Soziologen könnten für die praxisanalytische Erforschung der eine wissenschaftliche Diskussion konstituierenden Praktiken genutzt werden.<sup>63</sup> Ein derartiges und dabei für eine praxistheoretische Analyse ausreichendes Material liegt von den meisten soziologischen Theoriendebatten nicht oder nur ausschnittsweise vor.<sup>64</sup> Deshalb werden bei der in dieser Arbeit durchgeführten Untersuchung ganz bestimmte Praktiken der wissenschaftlichen Diskussion in den Blick genommen, nämlich bestimmte, in textueller Form manifest gewordene, *epistemische Praktiken*. Damit sind Praktiken gemeint, in denen die wissenschaftliche Diskussion mit konstituierende *Denk- und Wissensarbeit* der an einer soziologischen Theoriendebatte beteiligten Wissenschaftler sichtbar wird. Generell bestehen solche epistemische Praktiken in einer wissenschaftli-

---

<sup>62</sup> Die textuellen Praktiken des Schreibens und Lesens und Herstellens wissenschaftlicher Texte in den Sozial- und Geisteswissenschaften untersuchen Wansleben (2008) und insbesondere Engert/Krey (2013). Das wissenschaftliche Schreiben als eine Praktik des Theoretisierens nimmt Robert Schmidt (2016) in den Blick.

<sup>63</sup> Die Frage, welche sozialwissenschaftlichen Methoden für die praxistheoretische Forschung genutzt werden können, wird von Schäfer/Daniel (2015) diskutiert. Sie regen die Anwendung eines möglichst vielschichtigen methodischen settings an, damit die praxistheoretische Forschung den sozialen Praktiken hinsichtlich ihrer materiellen, physischen und historischen Dimensionen sowie ihrer Verwicklung in vielfältige Verweisungszusammenhänge gerecht werden kann.

<sup>64</sup> Video-Livestreaming oder Filmmitschnitte von Tagungen und Kongressen werden in vielen Wissenschaften wie auch in der Soziologie inzwischen zwar häufiger vorgenommen, sind aber nicht durchgängig üblich und mit Blick auf Datenschutzfragen und forschungsethische Probleme bedenklich. Sofern sie produziert und zur Verfügung gestellt werden, dokumentieren sie in der Regel die Vortragenden Referenten, seltener Diskussionsbeiträge aus dem wissenschaftlichen Publikum, und kaum die Praktiken der Diskussionsteilnehmer während Pausenzeiten. Die Erhebung solch umfassenden Datenmaterials von wissenschaftlichen Diskussionen durch teilnehmende Beobachtung oder mediale Aufzeichnungstechniken für die Bild- und Filmanalyse war im Rahmen dieser Untersuchung nicht möglich. Auch die Auswertung solcher Daten bedürfte eines umfangreicheren Forschungsprojekts und eines ForscherInnen-Teams.

chen Diskussion in den auf die Erkenntnisgenerierung und Erkenntnisdarbietung der Debattanten bezogenen Weisen ihres Nachdenkens über das Diskussions-thema, ihrer Ideenfindung und ihres Entwerfens von Gedanken- und Argumen-tationsgängen, ihrer Herleitung und Elaboration von Schlussfolgerungen, ihrer Aufbereitung und ihres Einbringens von Fachkenntnissen, ihres Aufbaus und Formulierens von Aussagen, ihres Durchdenkens und Hinterfragens von The-men und ihrer entsprechenden thematischen Gestaltung von Diskussionsbeiträ-gen. Dabei ist in Rechnung zu stellen, dass einzelne solcher epistemischen Prak-tiken in einer Diskussion „niemals autark [sind]“ (Krämer 2014: 116), sondern nur in der Verkettung mit weiteren epistemischen Praktiken vorkommen und – wie oben ausgeführt und aufgelistet – immer nur „eingebunden in ein Gefüge aus anderen Praktiken, Materialien und Körpern“ (ebd.).

Die Denk- und Wissensarbeit bzw. die kognitiven Leistungen von den an einer Praxis Beteiligten stehen aufgrund der grundlagentheoretischen Setzungen der praxistheoretischen Ansätze (Kap.2.2) mit ihrer Betonung der Körperlich-keit und Materialität von Praktiken und mit ihrer Fokussierung auf eine ganz bestimmte Form des Wissens normalerweise nicht im Mittelpunkt der Betrachtung. Dem entsprechend tut sich die praxistheoretische Forschung schwer mit der Erforschung von Vorgängen, die einer „mentalistischen Dimension“ (vgl. Krämer 2014: 125) zugerechnet werden. Praxisanalytische Herangehensweisen richten sich bei ihrer Erforschung von Praxis daher eher seltener auf die Analyse von epistemischen Praktiken, obwohl diese immer auch Bestandteile von Praxen sind. Wie in Kap. 2.2 ausgeführt, ist es aber gerade die Besonderheit – und könnte es bei stärkerer Zuwendung zu epistemischen Praktiken eine besondere Leistung praxistheoretischer Zugangsweisen sein –, dass sie solche kognitiven Leistungen und mentalen Aktivitäten wie die wissenschaftliche Denk- und Wis-sensarbeit als praktische Aktivitäten begreift und untersucht, und sie eben nicht als rein immaterielle, außerhalb von Praxis liegende oder ihr als „innere“ Vor-gänge gegenüberstehende Vorgänge betrachtet. „Die Pointe der Praxistheorie besteht darin, vermeintlich mentale Phänomene wie etwa Denken oder Entwer-fen auf ihrer körperlichen Anzeichen hin zu befragen, diese also anhand be-obachtbaren Verhaltens nachzuvollziehen.“(Krämer 2014: 119) Auch Aktivitä-ten wie Überlegen, Durchdenken und Herleiten von Argumentationsgängen usw., werden, können und müssen praxisanalytisch als physisch und materiell sich manifestierende Praktiken erfasst werden. Die Praxistheorie muss und kann sich dem entsprechend auch bei der Erforschung von epistemischen Vorgängen nur und insofern auf diese richten, als sie beobachtbar sind.

Die denkerischen Aktivitäten der Protagonisten in einer wissenschaftlichen Diskussion werden nun aber nicht nur in der „Körperlichkeit des Diskutierens“ (ebd.: 122) beobachtbar, so dass sich epistemische Praktiken in der Tat nur an-

hand von visuellem Datenmaterial rekonstruieren ließen. Sondern sie manifestieren sich auch in dem, was in den Diskussionsbeiträgen auf Tagungen oder bei soziologischen Fachveranstaltungen tatsächlich gesprochen, und in dem, was in den Publikationen zu einer soziologischen Theoriendebatte geschrieben wird. Eine Möglichkeit und zugleich eine wichtige Voraussetzung, um den sich in der Diskussion vollziehenden praktischen Sinn nachzuvollziehen, ist daher, den Teil der denkerischen Arbeit, der in den Äußerungen bzw. in den von den beteiligten Soziologen gemachten, gesprochenen oder geschriebenen Argumentationen sichtbar wird, zu identifizieren. Indem das in einer wissenschaftlichen Diskussion Gesprochene und Geschriebene als Manifestation der denkerischen Aktivitäten der Debattanten in den Blick genommen wird, werden die die Diskussion mit konstituierenden epistemischen Praktiken hinsichtlich ihrer sprachlichen und textuellen Dimension und nicht hinsichtlich ihrer „körperlichen Anzeichen“ (Krämer 2014: 119) untersucht. Krämer (ebd.: 123) weist darauf hin, dass die Praxistheorie aufgrund ihrer Fokussierung auf das Materielle und Körperliche und in der Folge ihrer Kritik (u.a.) an der Diskurstheorie „die Sprachlichkeit und Textualität des Sozialen in den Hintergrund verschoben“ hat. Die Ablehnung der „Überbetonung des propositionalen Gehalts von Äußerungen“ dürfe aber „nicht in einer ›Sprachvergessenheit‹ münden.“ (ebd.: 124) Sofern man sich also der im gesprochenen oder geschriebenen Äußerungen sichtbar werdenden Denk- und Wissensarbeit von diskutierenden Wissenschaftlern (wieder) zuwendet, darf es einer praxisanalytischen Untersuchung der sprachlichen und textuellen Dimensionen von epistemischen Praktiken dann natürlich nicht um die Rekonstruktion des mit dem Denken, Entwerfen, Erkenntnis-generieren etc. verbundenen subjektiv-gemeinten Sinns der beteiligten Wissenschaftlerinnen gehen. Der subjektive Sinn zeigt sich auf der Ebene der Aussagen, so dass eine praxisanalytische Untersuchung eben nicht auf die Inhalte bzw. auf die propositionalen Gehalte der sprachlichen und textuellen Äußerungen zielen darf. Und es darf auch nicht um die Erfassung von objektiven Aussagegehalten zur Feststellung von Diskurspositionen und zur Rekonstruktion der in einer wissenschaftlichen Diskussion zur Geltung gebrachten Sprecherpositionen im „Diskurs“ gehen.<sup>65</sup> Eine praxisanalytische Untersuchung zielt nicht darauf, aus dem

---

<sup>65</sup> Eine wissenschaftliche Diskussion in einer soziologischen Theoriendebatte könnte natürlich auch als ein „Diskurs“ über soziologische Theorien verstanden und in diskurstheoretischer Perspektive als eine objektive Struktur von Aussagen bzw. als ein durch Machtverhältnisse vorstrukturiertes System von Aussagepositionen untersucht werden, welches reguliert, was in der Diskussion über soziologische Theorien gesagt werden kann und was nicht. Aus der hier eingenommenen praxistheoretischen Perspektive sind Diskurse aber „selber (Zeichen verwendende) Praktiken, und zwar solche, in denen die Dinge auf bestimmte Art und Weise repräsentiert werden“ (Reckwitz 2008: 204). Als solche sind sie *Bestandteile* der zu untersuchenden Praxis der wissenschaftlichen Diskussion (Abbildung 2). Auch methodisch kommt daher eine diskursanalytische Vorgehensweise in der

in einer wissenschaftlichen Diskussion Gesagten und Geschriebenen „sprachlich geäußerte[n] diskursivierte[n] Sinn“ (Reckwitz 2008: 191) zu erheben. Sondern es geht einer praxisanalytischen Untersuchung der sprachlichen und textuellen Dimension von epistemischen Praktiken darum, das mit ihnen verbundene einverleibte Wissen und den nicht kognitiv gewussten und in ihrem Vollzug nicht thematisierten *praktischen Sinn* des wissenschaftlichen Diskutierens aufzuzeigen. Dazu muss die sprachliche und textuelle Dimension der epistemischen Praktiken auf einer diesen praktischen Sinn zum Ausdruck bringenden Ebene „unterhalb der inhaltlichen Ebene“ (Krämer 2014: 124) der Äußerungen der Wissenschaftler erfasst werden. Dann sind „Äußerungen eine fundamentale Datenquelle, die nicht losgelöst (als Propositionen), sondern als Bestandteil von Praktiken analysiert werden“ (ebd.: 125) können.

Die hier fokussierten und in den Texten einer ausgewählten soziologischen Theoriendebatte untersuchten epistemischen Praktiken sind die in den sprachlichen und textuellen Äußerungen beim Argumentieren in der wissenschaftlichen Diskussion praktizierten *topischen Begründungsweisen*. Was solche topischen Begründungsweisen sind, und inwiefern sie sich als Analysekategorie für das angestrebte Untersuchungsziel eignen, wird im folgenden Kapitel (Kap. 3) dieser Arbeit noch ausführlich erläutert. Dem vorab sei heraus gestellt, dass es bei topischen Begründungsweisen darum geht, wie die an einer Debatte beteiligten Soziologinnen und Soziologen ihr Denken und ihre Erkenntnisgenerierung, ihre Ideen, Überlegungen und Gedankengänge beim Argumentieren in der Diskussion unter Rückgriff auf bestimmte *Topoi* begründen, soll heißen: auf welche implizit bleibenden *Begründungsgehalte* sie beim Argumentieren in habitualisierter Weise abstellen, um Argumente zu sichern und erfolgreich anzubringen. Der Rekurs auf eine bestimmte topische Begründung ist eine denkerische Aktivität, die als epistemische Praktik in den in der Diskussion mündlich oder schriftlich gemachten Äußerungen bzw. Argumentationen beobachtbar wird. Indem solche Begründungsweisen untersucht werden, werden verborgene Sinngehalte des Diskutierens auf einer subargumentativen Ebene der Äußerungen fokussiert.<sup>66</sup> Die Untersuchung von topischen Begründungsweisen zeigt also gerade nicht, wie und welche soziologischen Erkenntnisse von den Wissenschaftlern in Argumentationen produziert werden und wie und welches soziologische Theorie-Wissen dabei zustande kommt. Sie zeigt auch nicht, inwiefern das beim Argumentieren in einer wissenschaftlichen Diskussion Behauptete im Hinblick auf seinen Wahrheitsgehalt und auf die Gültigkeit von Begründungen Geltung beanspruchen kann oder inwiefern die in Argumentationen aufgestellten Thesen und die dabei gezogenen Schlussfolgerungen methodologisch zu

---

vorliegenden Untersuchung nicht in Frage. Siehe zur hier gewählten Methode Kap.3.

<sup>66</sup> Dass und inwiefern der Topos als Analysekategorie dies leistet, wird in Kap 3.2 erläutert.

rechtfertigen sind.<sup>67</sup> Es geht eben nicht um den Aussagegehalt von Argumentationen. Vielmehr werden das inkorporierte praktische Wissen und der im Habitus der Wissenschaftler eingelassene praktische Sinn aufgezeigt, die im Vollzug von Begründungsweisen in Argumentationen aufscheinen.

Topische Begründungsweisen als epistemische Praktiken werden in der vorliegenden Arbeit also verstanden als Aus- und Aufführungen des praktischen Wissens der beteiligten Soziologinnen und Soziologen. Um in einer Theoriendebatte mitdiskutieren und im jeweiligen Diskussionsbeitrag die eigenen Argumentationen begründen zu können, bedarf es des in der Praxis erworbenen inkorporierten Wissens und der „Könnerschaft“ (Hörning 2004: 19) der Debattanten, zu wissen und zu beherrschen, welche Arten von Begründungen bei der wissenschaftlichen Diskussion in einer Theoriendebatte „passend, richtig, plausibel“ (ebd.: 23) sind, wie und worauf man sich beim Diskutieren berufen kann, womit man „durchkommt“, d.h. welche Begründungsweisen der Bedeutung der Diskussionspraxis angemessen sind. „Praktisches Wissen zeigt sich nicht nur im Tun, sondern auch im darauf bezogenen Sprechen – im Gewährwerden, im Vermuten, im Erklären, im Schlussfolgern, im Rechtfertigen, im Kritisieren“ (ebd.: 37) – und neben diesen von Hörning erwähnten epistemischen Praktiken eben auch im topischen Begründen von Argumentationen in der wissenschaftlichen Diskussion. Im Vollzug solcher Begründungen „wird ein praktisches Wissen ‚angefordert‘“ (Lengersdorf 2011: 23), und es wird zugleich zur Bedeutung gebracht, wie die beteiligten Wissenschaftler die wissenschaftliche Diskussion praktisch verstehen (Kap. 2.2). Solche Begründungsweisen sind also ganz bestimmte „wissensabhängige performances“ (Reckwitz 2004:43) des praktischen Sinns wissenschaftlichen Diskutierens in einer soziologischen Theoriendebatte. In der Art und Weise des topischen Begründens, d.h. in den verschiedenen Rückgriffen auf bestimmte subargumentative Begründungsgehalte, kommt zum Ausdruck, welche Formen praktischen Sinns sich in der Diskussion vollziehen und praktische Bedeutung die Debatte für die diskutierenden Soziologinnen und Soziologen hat.

In der Untersuchung gilt es daher zunächst die topischen Begründungsweisen der beteiligten Wissenschaftler in den Texten einer ausgewählten Theorien-

---

<sup>67</sup> In methodologischer oder wissenssoziologischer Stoßrichtung weist die Beschäftigung mit wissenschaftlichen Argumentationen – wie zum Teil in der Einleitung dieser Arbeit schon angeklungen ist – eine große wissenschaftsphilosophische bzw. -theoretische und wissenssoziologische Tradition auf. Die wissenschaftliche Argumentation ist aber in genau diesen Hinsichten nicht das Thema der vorliegenden Untersuchung. Für einen Überblick aus wissens- und wissenssoziologischer Perspektive siehe zum Beispiel die Beiträge in Stehr/König (1975). Und auch in der Linguistik gibt es natürlich eine umfangreiche Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Argumentationen. Dazu und zur Abgrenzung von der modernen Argumentationstheorie sowie von der sprach- und sozialwissenschaftlichen Rhetorik-Forschung siehe auch noch Kap. 3.1.

debatte zu erheben, und die sich in den Begründungen manifestierenden Formen des praktischen Sinns „accountable“ zu machen (Kap. 2.2). Dazu bedarf es – wie oben ausgeführt – einer methodischen Vorgehensweise, die nicht auf die Aussagenebene der Argumentationen zielt, sondern die in der Diskussion gesprochenen und geschriebenen und in den Texten der jeweiligen Diskussionsbeiträge auffindbaren topischen Begründungsweisen der Debattanten erfasst. Eine solche Methode stellt die im nächsten Kapitel (3.1) noch ausführlicher vorgestellte *Toposanalyse* dar. Eine Analyse der Topoi in einer wissenschaftlichen Diskussion abstrahiert von den Themen der Diskussion sowie von den in den jeweiligen Diskussionsbeiträgen vorgetragenen Inhalten und theoretischen Positionen. Vielmehr zielt sie auf das in den Begründungen enthaltende praktische Wissen der Soziologen, um die Vollzüge praktischen Sinns beim Diskutieren sichtbar zu machen. Zudem wird mit einer Toposanalyse erhoben, welche Begründungsweisen mit welcher Intensität und Häufigkeit beim wissenschaftlichen Diskutieren vollzogen werden, um aus ihrem Vorkommen und ihrer Verkettung über mehrere Beiträge einer Theoriendebatte hinweg den diese Begründungsweisen tragenden „Hintergrund-Sinn“ (Kap. 2.2) und die praktische Bedeutung einer Debatte rekonstruieren zu können. Die konkrete Forschungsfrage der im Folgenden vorgestellten und in der Untersuchung durchgeführten Toposanalyse lautet: Welches praktische Wissen und gemeinsame praktische Verstehen wissenschaftlichen Diskutierens zeigt sich, und welcher praktische Sinn vollzieht sich in wissenschaftlichen Diskussionen, wenn Soziologinnen und Soziologen ihre Argumentationen bei der Diskussion in einer soziologischen Theoriendebatte auf eine bestimmte Weise begründen?

Der praktische Sinn in wissenschaftlichen Diskussionen

Toposanalyse einer soziologischen Theoriendebatte

Hamp, A.

2017, X, 371 S. 40 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-17735-5